Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern

HRK Hochschulrektorenkonferenz
Projekt nexus
Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern

Inhalt

Seite

3 Grußwort

Bilanz der Runden Tische

4 Gute Lehre ermöglichen

Maßnahmen in der Studieneingangsphase

8 Für einen guten Start

14 Studieneingangsphase: Das sollte jede Hochschule beachten

16 Interview: „Maßstab sollte der Lernprozess der Studierenden sein"

Graphic Recording

18 Übergänge gestalten

Mobilität und Durchlässigkeit

20 Interview: „Viele Hochschulen haben bereits eine Anerkennungskultur entwickelt"

22 Anerkennung gestalten: Die Schaltstellen im Hochschulalltag

24 Anrechnen mit Gewinn

Kompetenzerwerb durch Praxisbezüge

26 Praxis als Merkmal guter Lehre

30 Ausgezeichnet: Die Ars legendi-Preisträger 2017

32 Interprofessionell lernen, auf Augenhöhe arbeiten

Impressum
Herausgegeben von der Hochschulrektorenkonferenz
Leipziger Platz 11, 10117 Berlin
nexus@hrk.de, www.hrk-nexus.de

Redaktion: Dorothee Fricke, Dr. Peter A. Zervakis
Autorin: Mareike Knoke, Mitarbeit: Christina Denz
Korrektorat: Dr. Katja Furthmann, Katja Zierleyn
Visuelle Konzeption und Umsetzung: 3PUNKTDESIGN. visuelle Kommunikation
Druck: Messner Medien GmbH

Bildnachweise: Titelbild: Getty Images, S. 4–7 HRK (Ralf Kellershohn), S. 8/9 BTU Cottbus-Senftenberg, S. 10/11+13 RWTH Aachen (Peter Winandy), S. 11 RWTH Aachen (Sebastian Dreher), S. 12 JGU Mainz, S. 14 FH Aachen (Arnd Gottschalk), S. 16 FH Münster (Thorsten Arendt), S. 18/19 BUSINESS as VISUAL (Christian Ridder), S. 20 JGU Mainz (Stefan S. Sämmer), S. 22+24, Thinkpen (Florence Dailleux), S. 26 HS Würzburg-Schweinfurt, S. 28 HRK (Dorothee Fricke), S. 29 WWU Münster (Berenike Gais), S. 30 HNE Eberswalde (Hermannsen, 2014), S. 31 Schulte Strathaus/upd, S. 32 Illu: Anika Merten, S. 32–34 INTERTUT, Charité (Holger Talinski), S. 35 shutterstock.

Februar 2018 – 1. Auflage
ISBN 978-3-942600-68-2

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in dieser Broschüre auf die Nennung der männlichen und weiblichen Form verzichtet. Es sind selbstverständlich immer beide Geschlechter gemeint.

Nachdruck und Verwendung in elektronischen Systemen – auch auszugsweise – nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung durch die Hochschulrektorenkonferenz. Die HRK übernimmt keine Gewähr für die Aktualität, Richtigkeit und Vollständigkeit der bereitgestellten Informationen.

Grußwort

Prof. Dr. Horst Hippler, Präsident der Hochschulrektoren-konferenz

Liebe Leserinnen und Leser,

„Bildung durch Wissenschaft" ist das Markenzeichen des deutschen Hochschulstudiums. Durch forschendes Lernen sollen Studierende Wissen nicht nur erwerben, sondern auch anwenden und reflektieren, damit sie eine eigenständige akademische Professionalität entwickeln. Dieses Leitbild des Hochschulstudiums wird im Hochschulqualifikationsrahmen, den HRK und KMK 2017 in einer neuen Fassung verabschiedet haben, besonders herausgestellt. Ebenso gilt es für die Arbeit des Projekts „nexus – Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern", mit dem die HRK seit 2014 den Wandel in Studium und Lehre begleitet.

Das Projekt nexus hat sich in seiner zweiten Förderphase von 2014 bis 2018 mit der Gestaltung von Übergängen beschäftigt: Wie können Studierende mit unterschiedlichen Bildungsbiografien und Hintergründen besser an den Hochschulen ankommen und erfolgreicher studieren? Wie können Studien- und Prüfungsleistungen, die in einer anderen Hochschule erbracht wurden, qualitätsgesichert anerkannt werden? Wie sollte ein wissenschaftliches Studium ausgestaltet sein, damit die Absolventen auf dem Arbeitsmarkt Fuß fassen – und dort nicht nur mit einer bestehenden beruflichen Realität zurechtkommen, sondern sich neuen Herausforderungen stellen und im besten Fall die Praxis verändern können?

Als Motor des Projekts haben sich in den vergangenen drei Jahren die Runden Tische erwiesen, an denen nexus für ausgewählte Fachgruppen – Ingenieur-, Wirtschafts- und Gesundheitswissenschaften/Medizin sowie zum Thema Anerkennung – unter anderem engagierte Hochschulleitungen, Lehrende, Didaktiker und Studierende zusammengebracht hat. In diesen Zirkeln wird exemplarisch an konkreten Fragestellungen gearbeitet. Mit den dort entstandenen Lösungsansätzen, die nexus in Workshops und Tagungen stets in die Hochschulöffentlichkeit getragen hat, konnte das Projekt der Hochschulrektorenkonferenz einen Beitrag zu aktuellen hochschulpolitischen Debatten leisten und wichtige Impulse zur Weiterentwicklung der Studienprogramme geben.

Der nahende Abschluss der aktuellen Förderphase von nexus Ende Juni 2018 ist eine gute Zeit, um eine Zwischenbilanz zu ziehen. Die Broschüre, die Sie in den Händen halten, soll dabei keine Nabelschau der nexus-Aktivitäten sein. Ganz bewusst stellen wir darin beispielgebende Projekte an den Hochschulen in den Mittelpunkt – schließlich ist der Austausch über gelungene Praxis auch ein wichtiges Element in der Arbeit von nexus. Es ist klar, dass wir angesichts unzähliger Initiativen für die Lehre nur einen kleinen Ausschnitt zeigen können. Aber so unterschiedlich die Hochschulen, ihre Herausforderungen und Lösungsansätze auch sein mögen: Ein wichtiger Schlüssel für Veränderungen liegt sicherlich in der Kommunikation über die Qualitätsansprüche an ein Studium – innerhalb der Hochschulen und über Hochschul-, Fach- und Statusgrenzen hinweg!

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Prof. Dr. Horst Hippler, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz

Gute Lehre ermöglichen

Als eine Art kleine Thinktanks des Projekts nexus stellen sich die Runden Tische seit Ende 2014 den Herausforderungen ihres jeweiligen Fachs sowie hochschulübergreifenden Themen. Die gemeinsame Bilanz der Vorsitzenden und Moderatoren der Runden Tische zeigt, dass es trotz Unterschieden in der Herangehensweise viele gemeinsame Lösungsansätze gibt. Prof. Dr. Hans Klaus, Prof. Dr. Wilfried Müller, Prof. Dr. Andreas Musil und Prof. Dr. Ursula Walkenhorst sprachen mit Bildungsjournalist Dr. Jan-Martin Wiarda unter anderem über Irritationen in der Lehre und warum der Begriff Employability als „vergiftet" gilt.

Wiarda: Entlang des nexus-Mottos „Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern" haben sich die Runden Tische in den vergangenen knapp vier Jahren mit einer Vielzahl von Themen beschäftigt. Die Frage, was gute Lehre ausmacht, stand dabei immer im Fokus. Wissen Sie heute besser, wie es geht?

Müller: Gute Lehre ist ein Leitbild. Leitbilder sind in meinen Augen sanfte Formen der Steuerung. Sie funktionieren nur, wenn diejenigen, denen man ein Leitbild vorschlägt, dieses auch inhaltlich übernehmen – aus Überzeugung! Man kann gute Lehre also nicht verordnen, sondern nur ermöglichen. Was das konkret heißt, muss vor Ort ausprobiert und umgesetzt werden. Das Projekt nexus hat einen nicht unwesentlichen Beitrag dazu geleistet, dass diejenigen, die in ihren Fächern zum Wandel in Studium und Lehre beitragen wollen, sich über Hochschul- und Statusgrenzen hinaus austauschen und ihre Ideen weitertragen können. Ich bin deshalb vorsichtig optimistisch, dass es eine positive Entwicklung gegeben hat, was den Stellenwert von Lehre angeht, und die Basis derjenigen, die sie mitgestalten wollen, größer geworden ist.

Prof. Dr. Ursula Walkenhorst ist Erziehungs- und Gesundheitswissenschaftlerin mit dem Fachgebiet „Didaktik der Humandienstleistungsberufe" im Fachbereich Humanwissenschaften an der Universität Osnabrück. Sie ist Vorsitzende und Sprecherin des Runden Tisches Medizin und Gesundheitswissenschaften.

Prof. Dr. Andreas Musil, seit 2012 Vizepräsident für Lehre und Studium an der Universität Potsdam und Inhaber des Lehrstuhls für Öffentliches Recht, ist einer der Vorsitzenden des Runden Tisches Anerkennung.

Prof. Dr. Hans Klaus lehrt seit 1990 Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Unternehmensführung an der FH Kiel. Der Moderator des Runden Tisches Wirtschaftswissenschaften war bis 2013 Vorsitzender der BundesDekaneKonferenz Wirtschaftswissenschaften.

Walkenhorst: Für die Studiengänge der Medizin und der Gesundheitsfachberufe ist die Interprofessionalität, also das Miteinander-, Übereinander- und Voneinander-Lernen, ein bedeutender Faktor für die Lehre. Unabhängig von der Frage, was hier gute Lehre ganz konkret bedeutet, war für uns die Annäherung zwischen den Fächern und Kulturen zentral. Gemeinsam konnten wir Gelingensbedingungen für das interprofessionelle Lernen identifizieren und nehmen davon sehr viel mit in unsere Hochschulen.

Prof. Dr. Wilfried Müller, Altrektor der Universität Bremen, war von 2007 bis 2011 Vizepräsident für Lehre und Studium der Hochschulrektorenkonferenz. Der freiberufliche Hochschulberater moderiert den Runden Tisch Ingenieurwissenschaften.

Klaus: Was gute Lehre ist, ist komplex, sie vollzieht sich in unterschiedlichen Settings mit immer unterschiedlichen Menschen. Als Lehrender darf ich nicht abgerichtet sein auf bestimmte Tools, sondern ich brauche ein breites Handlungsrepertoire. Wir müssen die Lehrenden bestärken, über ihr Wissen und ihr Wollen nachzudenken, und sie auch dort abholen, wo sie stehen.
Musil: Durch nexus habe ich auch meinen eigenen Horizont erweitern können – über den Fokus auf meine Universität hinaus. Ich habe jetzt einen viel besseren Überblick, wo die Herausforderungen an anderen Hochschulen sind. Und auch wenn Anerkennung sicher erst einmal ein administratives Thema ist, hat mir die Arbeit am Runden Tisch auch gezeigt, dass der Stellenwert von Lehre innerhalb der Hochschulen insgesamt gestärkt werden muss. Anerkennung im Sinne der Lissabon-Konvention verdeutlicht, dass es nicht um die Qualitätsvorstellungen des einzelnen Professors über das zu Lernende geht, sondern darum, wie die Studierenden selber ihre Kompetenzen erwerben wollen und wie wir als Lehrende sie dabei unterstützen können. Das Projekt nexus war der Anlass, dass meine Hochschule, die Universität Potsdam, die Anerkennungsprozesse völlig neu aufgesetzt hat. Das lief natürlich nicht ohne Irritationen bei manchen Kollegen ab …
Walkenhorst: … Durch Irritationen entstehen aber auch Impulse. Genau das hat sich an unserem Runden Tisch beim Aufeinandertreffen der unterschiedlichen Kulturen und Hochschularten gezeigt. Entscheidend war, dass wir die Irritationen und Reibungen in konstruktive Energie verwandelt haben.
Wierda: Lassen Sie uns genauer auf einzelne Aspekte guter Lehre schauen. Die neue Vielfalt der Studierendenschaft ist ein Thema. Wie hat sich die Wahrnehmung von Heterogenität entwickelt und wie verändert dies Lehre tatsächlich?
Klaus: Die Bandbreite der Eingangskompetenzen ist auf jeden Fall größer geworden. Es gibt mehr Menschen aus anderen Kulturen oder mit anderem sprachlichen Hintergrund. Binnendifferenzierung wäre das Zauberwort, aber das ist nicht immer realisierbar, vor allem nicht in großen Veranstaltungen. Ich meine, dass es wichtig ist, auf individuelle Bedarfe hin zu beraten. Ich muss Angebote machen, Studierende in ihrem eigenen Lernprozess zu begleiten. Lehre passiert nicht nur, wenn ich vorne stehe und doziere, sondern auch in der Sprechstunde.
Musil: Viele Kollegen gehen immer noch davon aus, dass sie 15 Prozent eines Jahrganges vor sich haben und wie bisher damit umgehen können. Die Idee, dass sich Studienprogramme an den Besten ausrichten müssen, ist noch verbreitet. Heterogenität ist da, wir müssen damit umgehen: Dabei geht es darum, dass Lehrende ihren Blick ändern, aber nicht das Niveau absenken!
Müller: Die Unterschiedlichkeit der Eingangsqualifikationen ist auch in den Ingenieurwissenschaften größer denn je. Es gibt gerade in unseren Fächern so viele Beratungs- und Förderangebote wie noch nie. Aber: Gerade diejenigen, die es am nötigsten haben, nutzen diese nicht oder nur selten. Sie haben Angst, sich als schwach zu outen. Es kommt also darauf an, dass an den Hochschulen, vor Ort, echte Bündnisse entstehen, die Ernst machen mit der Veränderung des gesamten Curriculums.

„Durch Irritationen entstehen Impulse."

Wie gelingt es, skeptische Kollegen mitzunehmen?
Klaus: Ich bin davon überzeugt, dass jeder meiner Kollegen gute Lehre auf den Weg bringen will. Was wir brauchen, ist eine wertschätzende Haltung – und kein Professoren-Bashing. Diejenigen, die sich da nicht angesprochen fühlen, kriegen wir aber auch nicht mit Zwangsmaßnahmen oder Sanktionen.
Musil: Wir brauchen Anreize für gute Lehre, da müssen wir noch was tun.

Oft wird der Schwarze Peter auch den Schulen zugeschoben. Könnte eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen Schulen und Hochschulen den Übergang erleichtern?

Müller: Man hat tatsächlich das Gefühl, dass Schule und Hochschule zwei nebeneinander existierende Systeme sind mit wenig institutionalisierten Verknüpfungen zwischen Schul- und Wissenschaftsministerium. Ein Projekt wie COSH in Baden-Württemberg, in dessen Rahmen ein Mindestanforderungskatalog Mathematik erarbeitet worden ist, zeigt, dass es auch anders geht. Man kann den Ländern nur raten: Sorgt dafür, dass Kultus- und Wissenschaftsministerien zusammenarbeiten.

Walkenhorst: Aus meiner Sicht brauchen wir vor allem gute Zugangssysteme zu den Informationen über Studiengänge, damit junge Leute wissen, worauf sie sich einlassen.

Klaus: Wir sollten dabei aber auch immer betonen, dass an der Hochschule anders gelernt wird als an der Schule. Natürlich gibt es immer welche, die wollen, dass alles gleich bleibt. Aber die wollen dann vielleicht auch auf Mallorca das deutsche Schnitzel.

Musil: Die Wirtschaft muss in dieser Phase mit ins Boot. Die jungen Leute wissen noch nicht, ob ein Studium oder vielleicht doch eine praktische Ausbildung besser zu ihnen passt.

Stichwort Praxis: Wie schaffen wir die Verbindung zwischen Hochschulbildung und den Anforderungen des Arbeitsmarktes, der für die meisten Absolventen außerhalb der Academia liegt? Liegt der Schlüssel für bessere Employability in mehr Praxisbezügen?

Müller: Employability, dieser unglückliche Begriff aus einer britischen Debatte über schlecht ausgebildete Jugendliche, steht leider nicht für die inhaltliche Dimension eines Studiums. Wir sollten darüber reden, wie es gelingen kann, in einem Studium Professionalität zu vermitteln. Das beinhaltet Innovationsfähigkeit und Reflexion als selbstständiges Urteil im Sinne des neuen Qualifikationsrahmens für deutsche Hochschulabschlüsse.

Musil: Ich stimme zu, dass Employability als Begriff vergiftet ist. Damit bringe ich inzwischen auch Studierendenvertreter auf die Palme. Es geht darum, den Widerspruch zwischen Praxis und Wissenschaft aufzulösen.

Klaus: Ganz auflösen können wir den Widerspruch nicht. Hinter „Praxis" verbirgt sich schließlich ganz Unterschiedliches, und jeder Mensch hat dabei seine eigenen Ideen. Die Fachhochschulen haben nicht diesen Nimbus wie die Universitäten, sondern werden gehypt als diejenigen, die anwendungsorientierter seien. Wie gehen wir damit um? Ich meine, dass wir die Erwartungen methodisch aufgreifen müssen. Unsere Studierenden fordern oft Rezeptbücher von uns. Wir müssen das zunächst mal ernst

Für die Sprecher der Runden Tische steht fest: Durch Austausch und Vernetzung bekommen Initiativen für die Lehre eine größere Schlagkraft.

nehmen und sollten auch die dahinterstehenden Emotionen aufspüren. Wenn wir aber nur Rezepte liefern, dann richten wir die Leute ab und bilden sie nicht! Absolventen sollen ein Handlungsrepertoire erwerben und nicht Routinen einüben. Es ist jedoch wichtig, an Erfahrungen anzuknüpfen. In der Betriebswirtschaft kann dies im Rahmen von Case-Studies – realen Fällen aus Unternehmen, die die Studierenden in kleinen Gruppen lösen – gelingen. Zentrales Element sollte dabei der Transfer auf neue Fragestellungen und die dahinterstehenden Werte sein.

Walkenhorst: Praxisbezüge sind in den Studiengängen für Medizin und Gesundheitsfachberufe nicht das Problem. Im Vordergrund stehen für uns eher die Fragen: Wie gelingt es, Wissenschaftlichkeit in Studiengängen mit sehr hohem Berufsbezug zu stärken? Wie kann ich durch innovative Lehr-/Lernmethoden ein Stück Praxis in die Hochschule holen und mit Theorie und Forschung verknüpfen?

Müller: „Praxis" wird häufig viel zu simpel verstanden, es ist zur Zauberformel geworden. Der Wandel der Anforderungen hat sich beschleunigt. Wir müssen also methodische Kompetenzen vermitteln, die den Absolventen helfen, in unterschiedlichen Settings erfolgreich zu werden.

Blicken wir nun noch einmal auf die Arbeit von nexus. Was konnten die Runden Tische und ihre Produkte, wie zum Beispiel die Publikationen, erreichen?

Müller: Die Runden Tische haben jeweils eigene Formate gewählt. An den jeweiligen Tagungsorten des Runden Tisches Ingenieurwissenschaften haben wir die regionale Fachöffentlichkeit eingeladen und einen Erfahrungsaustausch zu einem bestimmten Thema initiiert. Ich bin überzeugt, dass Texte und Handreichungen immer durch eine persönliche Ansprache und eine Diskussion darüber ergänzt werden müssen.

Musil: Die Veröffentlichungen des Runden Tisches Anerkennung, wie unsere FAQ, werden sehr stark nachgefragt. Mit unseren Toolboxen und Anleitungen haben wir eine Lücke geschlossen. Seit knapp zwei Jahren beraten wir darüber hinaus in kleinen Teams an den Hochschulen zum Thema Anerkennung.

Walkenhorst: Das Impulspapier zum interprofessionellen Lernen in Medizin und Gesundheitsfachberufen erfährt große Aufmerksamkeit, auch in Österreich und der Schweiz, wo ebenfalls die Akademisierungsdiskussion im Bereich Gesundheit stattfindet. Das bekomme ich aus verschiedenen Netzwerken mit.

Klaus: Der Runde Tisch Wirtschaftswissenschaften hat aktuell Empfehlungen für einen Fachqualifikationsrahmen verabschiedet. Es geht nun darum, unsere Ideen in die Breite zu tragen; toll wäre eine Tournee mit Workshops an den Hochschulen vor Ort. Wir wollen uns austauschen, nicht als Experten befragt werden.

„Lehre passiert nicht nur, wenn ich vorne stehe und doziere, sondern auch in der Sprechstunde."

Was könnte ein Projekt wie nexus künftig leisten? Wo sehen Sie Chancen und Herausforderungen?

Walkenhorst: Das Thema Interdisziplinarität und damit auch die stärkere Vernetzung der Fachtische sollte eine größere Rolle spielen.

Musil: Ein Projekt wie nexus hat die größte Wirkung, wenn wir nicht nach den Sternen greifen, sondern Handhabbares für die Praxis in den Hochschulen anbieten. Im Bereich der Umsetzung der Kompetenzorientierung gibt es noch einiges zu tun.

Klaus: Kompetenzorientierung ist ein wichtiges Stichwort, aber auch Themen wie Digitalisierung und Internationalisierung sollten aufgegriffen werden. Aus meiner Sicht sollte es vor allem darum gehen, den Austausch an und mit den Hochschulen zu verstärken.

Müller: Wir haben derzeit viele Reformprojekte wie „Qualitätspakt Lehre", „Lehre^{n}" und verschiedene Landesprogramme. 2020 laufen die Programme aus, und dann haben wir ein Problem: Die Fähigkeit und Bereitschaft der Hochschulen, projektfinanzierte Reformmaßnahmen im Bereich der Lehre über den eigenen Haushalt zu übernehmen, sind eher gering ausgeprägt. Reformprojekte guter Lehre müssen sich vernetzen, um zusammen mehr Schlagkraft, auch gegenüber der Politik, zu haben. Die HRK kann hier mit einem Projekt wie nexus einen wichtigen Beitrag leisten.

Für einen guten Start

Der Einstieg in ein Studium ist als Phase des Umbruchs und der Neuorientierung von besonderer Bedeutung für den späteren Studienerfolg. Mit unterschiedlich gestalteten Orientierungsprogrammen wollen Hochschulen eine reflektierte Studienwahl ermöglichen und den Einstieg erleichtern. Wie das funktioniert, zeigen die Beispiele aus Cottbus, Aachen und Mainz.

Die Eltern waren skeptisch: Ein Orientierungsstudium – und das ein ganzes Jahr lang? „Sie hatten Sorge, dass ich zu viel Zeit verliere. Aber mir hat es sehr viel gebracht – es war definitiv kein verlorenes Jahr", sagt Julia Warsönke: „Ich weiß endlich, was ich studieren will und wie ich das Studium mit einem guten Zeitmanagement bewältigen kann. Ich ziehe das durch."

Die 20-Jährige aus dem brandenburgischen Finsterwalde fühlt sich gut aufgehoben auf dem Campus der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) Cottbus-Senftenberg. Zwei Semester lang hat die junge Frau das im Herbst 2016 gestartete Orientierungsstudium „College+" absolviert: eine Art Schnupperprogramm für Hochschulneulinge mit begleitendem Peer-Group-Mentoring und Berufsorientierung. Julia Warsönke hat speziell konzipierte Mathematik- und Sprachkurse besucht, Schlüsselkompetenzen wie Zeitmanagement und Präsentationstechniken vermittelt bekommen und die verschiedenen Studiengänge der BTU in Informationsveranstaltungen kennen gelernt.

Außerdem absolvierte Warsönke ein sogenanntes Job-Shadowing. Dabei hospitierte sie im Labor eines Biotechnologieunternehmens. Im zweiten Semester besuchte sie ausgewählte Module des ersten und zweiten Fachsemesters verschiedener Studiengänge und hat Klausuren geschrieben. Die junge Frau sagt: „Ich würde mir ein Biotechnologiestudium absolut zutrauen. Ich habe aber gemerkt, dass mein Herz doch an einem anderen Fach hängt." Seit dem Wintersemester studiert sie Soziale Arbeit.

Auch Patrick Kunz aus der rheinland-pfälzischen Kleinstadt Emmelshausen hat seine Studienentscheidung nach der Teilnahme am Programm „Guter Studienstart im Ingenieurbereich", einem Kooperationsprojekt der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) Aachen und der Fachhochschule Aachen, neu justiert. Der 21-Jährige studiert Wirtschaftsingenieurwesen an der RWTH. „Wäre es nach meinen Eltern gegangen, dann hätte ich mir in der Nähe unseres Wohnortes eine FH gesucht und wäre niemals an einer Universität gelandet."

Ein Campus der kurzen Wege: Studierende schätzen die Überschaubarkeit in Cottbus.

Julia Warsönke hat das Programm „College+" absolviert.

Er schätzt sehr die für sein Empfinden größere Gestaltungsfreiheit an der Universität.

Die Studieneingangsphase ist ein neuralgischer Punkt. Hier entscheidet sich oft schon, ob das weitere Studium ein Erfolgserlebnis wird oder ob Studierende straucheln, weil sie keinen fachlichen Zugang zum gewählten Studiengang und zu den akademischen Lehr- und Lernmethoden finden. Auch angesichts einer heterogener werdenden Studierendenschaft mit vielfältigen Bildungsbiografien gewinnen Orientierungsangebote immer stärker an Bedeutung (siehe Kasten, Seite 13).

Cottbus: Ein Programm für 30 Studiengänge

„Unser Orientierungsstudium ist eine Reaktion darauf, dass Studienanfänger heute durch die verkürzte Schulzeit und den Wegfall des Wehrdienstes deutlich jünger sind als noch vor zehn, fünfzehn Jahren – und wir Lehrenden erleben sie häufig auch als unreifer und unsicherer, wenn sie bei uns ein Studium beginnen", sagt Prof. Dr. Matthias Koziol, Vizepräsident für Studium und Lehre an der BTU, der „College+" gemeinsam mit Professoren und weiteren Mitarbeitern konzipiert hat. Nach einem Pilotdurchgang für die MINT-Studiengänge bietet die BTU das „College+" jetzt für alle 30 Bachelorstudiengänge an. Der erste Durchlauf hatte nur vier Teilnehmer, der zweite jetzt schon 20. Im dritten, 2018/2019, könnten es vielleicht noch deutlich mehr werden.

Logistisch ist das für die Hochschule machbar, weil die „College+"-Teilnehmer größtenteils schon an normalen Lehrveranstaltungen teilnehmen und für die Mathematik- und Sprachkurse auf vorhandene Lehrkapazitäten zurückgegriffen wird. Das Programm ist für Cottbus auch Marketing in eigener Sache und wird intensiv auf Abiturienten- und Karrieremessen beworben. Denn die kleine

technische Universität mit nur 8 000 Studierenden muss gegen die Großen konkurrieren. Offenbar erfolgreich, denn für den zweiten Durchlauf hat sich auch ein Abiturient aus dem fernen München angemeldet.

„Natürlich haben wir gegenüber attraktiven Großstädten wie München oder Berlin Standortnachteile. Unsere zwei Standorte haben aber beide einen übersichtlichen Campus mit kurzen Wegen für die Studierenden und weniger Anonymität als an großen Universitäten", sagt Matthias Koziol. Kathrin Erdmann, die Koordinatorin des Projekts, ergänzt: Erste Rückmeldungen der Schnupperstudierenden hätten gezeigt, dass diese die Überschaubarkeit schätzten. Außerdem seien die Teilnehmer am Ende tatsächlich deutlich selbstbewusster gewesen als zu Beginn. „Dazu hat sicherlich auch beigetragen, dass wir den oft geäußerten Wunsch nach mehr Berufsorientierung aufgegriffen haben." Die Netzwerke der 200 BTU-Professoren halfen, in der Region Unternehmen als Kooperationspartner für das Job-Shadowing zu finden.

Als die BTU das Orientierungsstudium konzipierte, konnte das Team auf die Erfahrungen und Strukturen aus dem bereits 2013 gestarteten Programm „College" zurückgreifen. Es hat einen ähnlichen Namen, aber ein etwas anderes Angebot, mit zeitlich kürzeren Maßnahmen wie Vorkursen in Mathematik und Naturwissenschaften sowie Schnupperwochen in den Ingenieurstudiengängen, die auch Schüler adressieren. 600 Teilnehmer verzeichnet das mit Mitteln aus dem Europäischen Sozialfonds finanzierte Programm „College" jährlich. Dieser vorgelegte Erfolg habe sicherlich dazu beigetragen, dass die Professorenschaft im Hochschulsenat geschlossen für das Orientierungsstudium gestimmt habe, sagt Matthias Koziol. Für beide Programme zusammen gibt die BTU etwa 1,2 Millionen Euro pro Jahr aus, etwa 20 Prozent davon kommen aus dem Hochschulhaushalt.

Als guter Partner erwies sich das brandenburgische Wissenschaftsministerium. Die Landesregierung zeigte sich bereit, für „College+" das Landeshochschulgesetz zu ändern: Die Teilnehmer haben den vollen Studierendenstatus – inklusive Semesterticket und der Möglichkeit, sich für einen Wohnheimplatz zu bewerben. „College+" ist ganz offiziell ein kostenloser zweisemestriger Studiengang, jedoch ohne Abschluss. „Dieser Punkt ist wichtig für die finanzielle Absicherung der Studierenden, die auf BAföG angewiesen sind. Denn das BAföG-Amt wertet den späteren Übergang in ein normales Fachstudium in diesem Fall nicht als Studienfachwechsel", sagt Matthias Koziol.

Auch können die Teilnehmer sich die Module, die sie im zweiten Semester belegen und zum Beispiel mit einer Klausur erfolgreich abschließen, für ein späteres Fachstudium anerkennen lassen. Das, so hoffen die Cottbusser, nimmt den Druck im Studium und könnte insgesamt den Studienerfolg erhöhen.

Das „nullte Semester" in Aachen

Mit ihrem ähnlichen Fächerspektrum konkurrieren die RWTH und die Fachhochschule Aachen normalerweise um Studierende. Für das Programm „Guter Studienstart im Ingenieurbereich" haben sie den Wettbewerb ausgeschaltet. „Wir möchten dazu beitragen, dass der Wechsel zwischen den Hochschulsystemen viel natürlicher und unkomplizierter wird, weil es uns allen darum geht,

Fachhochschule oder doch lieber Technische Universität? In Aachen können sich Studierwillige ausprobieren.

möglichst viele Studierende zu einem Abschluss zu führen", sagt Prof. Dr. Aloys Krieg, Prorektor für Lehre an der RWTH und Projektleiter des Programms seitens der RWTH Aachen. Um herauszufinden, welche Hochschulform und welches ingenieurwissenschaftliche Fach den potenziellen Studienanfängern mehr zusage, mit welchen Anforderungen sie besser zurechtkämen, sei es sinnvoll, sie mehrere Monate lang Lehrveranstaltungen verschiedener Ausrichtung ausprobieren zu lassen, ergänzt sein FH-Amtskollege Prof. Dr. Josef Rosenkranz, Prorektor für Studium und Lehre sowie Projektleiter seitens der FH Aachen.

Da das reguläre Studium in Aachen immer zum Wintersemester beginnt, bot es sich an, vor Beginn eines Fachstudiums das Sommersemester für erste realistische Einblicke in ingenieurwissenschaftliche Studiengänge von sieben Fachbereichen und Fakultäten zu nutzen: drei auf Universitätsseite, vier auf FH-Seite, aus jeweils sich entsprechenden Fächern. Dafür werden sowohl reguläre Module als auch auf das Projekt zugeschnittene Veranstaltungen wie eine Vorstellungswoche, eine Ringvorlesung und praktische Projekte wie sogenannte Schraubtutorien angeboten, in denen die Teilnehmer Motoren auseinandernehmen und wieder zusammenbauen.

Beide Hochschulen wollen mithilfe von „Guter Studienstart" auch verstärkt Studierende, deren Eltern keine Akademiker sind, gewinnen. Gerade diesen sogenannten „First Generation"-Studierenden mangele es oft an Rückhalt und Ermunterung durch die Eltern oder die Freunde, sagt Josef Rosenkranz. „Für sie ist es umso wichtiger, positive Rückmeldung und Motivation durch die Hochschule zu bekommen, um in ihrem Studienwunsch nachhaltig bestärkt zu werden." Die Aachener haben sich auf heterogene Zielgruppen eingestellt und bieten das „nullte Semester" mit verschiedenen Startterminen an: im März für Teilnehmer, die ihr Abitur, ihre Berufsausbildung oder ihren Meister bereits in der Tasche haben oder schon eingeschrieben, aber unsicher sind, ob sie die richtige Wahl getroffen haben. Die Studierenden können dabei wählen, ob sie nur einen Gasthörerstatus haben möchten oder aber den Studierendenstatus. Im Mai starten die Teilnehmer direkt nach dem Abitur.

Ein Herzstück des Programms bildet das Peer-Group-Mentoring durch Studierende in höheren Semestern. Gemeinsam leiten jeweils ein Studierender von FH und RWTH eine Kleingruppe, wodurch die Teilnehmenden direkt von Anfang an sozial integriert werden. „Diese Pflichtveranstaltung wird sehr geschätzt, weil sie dort Gleichgesinnte kennenlernen und den Mentoren all die Fragen stellen können, die sie sich die Professoren noch nicht zu fragen trauen", berichtet Vera Richert, die Programmkoordinatorin auf FH-Seite.

Patrick Kunz studiert heute Wirtschaftsingenieurwesen an der RWTH Aachen.

Als Herausforderung sieht Richert den Kommunikationsprozess im Projekt: Wenn mehrere Studiengänge von zwei verschiedenen Hochschulen beteiligt seien, sei es wichtig, auf die Symmetrie in der Projektkoordination zu achten. Das mache Entscheidungsprozesse manchmal etwas langwieriger und auch schwieriger. „Aber es war von Anfang an von großem Vorteil, dass die Projektstruktur an Universität und Fachhochschule spiegelbildlich organisiert ist."

Bis einschließlich 2018 ist die Finanzierung des „nullten Semesters" noch durch nordrhein-westfälische Landesmittel gesichert. Mit diesem Geld werden hauptsächlich Koordinatoren und studentische Mitarbeiter bezahlt. Für die Zeit danach haben die Hochschulleitungen bereits konkrete Pläne: „Geplant ist ein gemeinsamer Studiengang Ingenieurwissenschaften mit unterschiedlichen Vertiefungen, der das jetzige Orientierungssemester integriert", so Aloys Krieg. Dazu seien aber noch eine Reihe von technischen Herausforderungen vom BAföG-Anspruch über die Einschreibung und die Prüfungsordnungen bis zu den Abschlussurkunden zwischen den beiden Hochschulen und dem Ministerium zu klären.

Dass die Aachener mit ihrem bisherigen Programm offenbar auf dem richtigen Weg sind, bestätigen erste Rückmeldungen von Teilnehmern. In Befragungen gaben über 80 Prozent an, dass sich ihre Erwartungen erfüllt haben und ihnen sowohl die Entscheidung für oder gegen ein Ingenieurstudium als auch für den richtigen Hochschultyp leichter gefallen sei. Der angehende Wirtschaftsingenieur Patrick Kunz: „Ich habe gemerkt, dass es mir an der FH doch zu verschult gewesen wäre." Für Malte Braems dagegen stellte sich die FH als genau das Richtige für sein Bauingenieursstudium heraus. Der 24-Jährige hatte nach dem Abitur zunächst eine Ausbildung zum Polizeivollzugsbeamten absolviert und war unsicher, ob er vor allem in Mathematik wieder den Anschluss finden würde. „Mit dem Lerntempo einer FH-Lehrveranstaltung komme ich aber gut zurecht. Mir hat sehr geholfen, dass ich während des „nullten Semesters" schon probeweise Klausuren mitschreiben konnte. Die habe ich zwar nicht alle bestanden, war dadurch aber gut auf das anschließende Studium vorbereitet."

Mainz: Begleiteter Weg ins Medizinstudium

Ähnliche Bedenken wie Malte Braems beschäftigten auch Martina Stoewe, als sie 2015 ihr Studium der Humanmedizin an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz begann. Die Medizinische Fachangestellte, die früher in einer Arztpraxis arbeitete, war von ihrer Chefin sehr in ihrem Entschluss bestärkt worden, noch zu studieren. „Aber ich hatte Sorge, dass meine Kenntnisse aus dem ohnehin lange zurückliegenden Schulunterricht in Biologie, Chemie und Physik nicht ausreichen würden, um die ersten vorklinischen Studienjahre zu überstehen", sagt die 28-Jährige. Das Programm „Step by Step", ein Maßnahmenpaket speziell für beruflich qualifizierte Medizinstudierende, das unter anderem aus Vorbereitungskursen, begleitenden Tutorien in den Naturwissenschaften sowie einem Mentoring besteht, half Stoewe durch die ersten vier Semester.

Die Universität Mainz gehört in der Medizinerausbildung zu den Standorten in Deutschland, die sich am stärksten für beruflich qualifizierte Studierende ohne klassischen Hochschulzugang geöffnet haben. Etwa 15 Prozent der Studienanfänger im Fach Humanmedizin sind ausgebildete Krankenpfleger, Rettungsassistenten, medizinische Fachangestellte oder Physiotherapeuten. Einige von ihnen haben, wie Martina Stoewe, die Schule mit dem mittleren Schulabschluss abgeschlossen. Für ihre Berufserfahrungen erhalten sie einen Bonus von 0,4 auf den Notendurchschnitt im Ausbildungszeugnis.

Der Arbeitsmediziner Prof. Dr. Stephan Letzel, bis 2017 Studiendekan, erlebt, dass beruflich Qualifizierte ihr Studium besonders motiviert beginnen, jedoch in den naturwissenschaftlichen Fächern Defizite zeigen. „Später, im klinischen Teil des Studiums, profitieren die beruflich Qualifizierten sehr von ihrer praktischen Vorbildung. Wir stellen dann keinerlei Leistungsunterschiede mehr fest", sagt Letzel, im Gegenteil: Die beruflich Qualifizierten schnitten in der Klinik von Fall zu Fall sogar besser ab. „Wenn wir das Studium für Berufstätige öffnen, müssen wir auch dafür sorgen, dass sie nicht an den Klippen des vorklinischen Studienabschnitts scheitern", sagt Philipp Paa, der Dekanatsbeauftragte für „Step by Step". Dazu gehöre auch, die Studierenden schon vor dem Start qualifiziert zu beraten und auf Stipendienprogramme aufmerksam zu machen. Denn auch das ist ein potenzieller Stolperstein auf dem Weg zum erfolgreichen Studienabschluss: „Einige der schon etwas älteren Studierenden stehen unter dem Druck, sich selbst und vielleicht auch

schon eine Familie finanzieren zu müssen. Viele machen sich aber nicht klar, dass sie während des sehr lernintensiven Semesters nicht oder nur sehr eingeschränkt nebenher arbeiten können. In den Beratungsgesprächen machen wir das deutlich", sagt Paa.

Rund 100 000 Euro kostet „Step by Step" pro Jahr, das sind hauptsächlich Personalmittel für die Betreuung. Bis Ende 2016 wurde das Projekt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert, seither trägt die Universitätsmedizin es selbst, mit Mitteln aus dem Etat für Forschung und Lehre.

Martina Stoewe, die heute erfolgreich im dritten Studienjahr angelangt ist und sich nun endlich nach viel Theorie auch mit Patienten beschäftigen kann, ist überzeugt, dass „Step by Step" ihr entscheidend geholfen hat, gut durch die Vorklinik zu kommen. Die Universität Mainz hat das Förderprogramm inzwischen ausgeweitet und bietet einige Bausteine auch für Studienanfänger an, die direkt nach dem Abitur ein Medizinstudium beginnen.

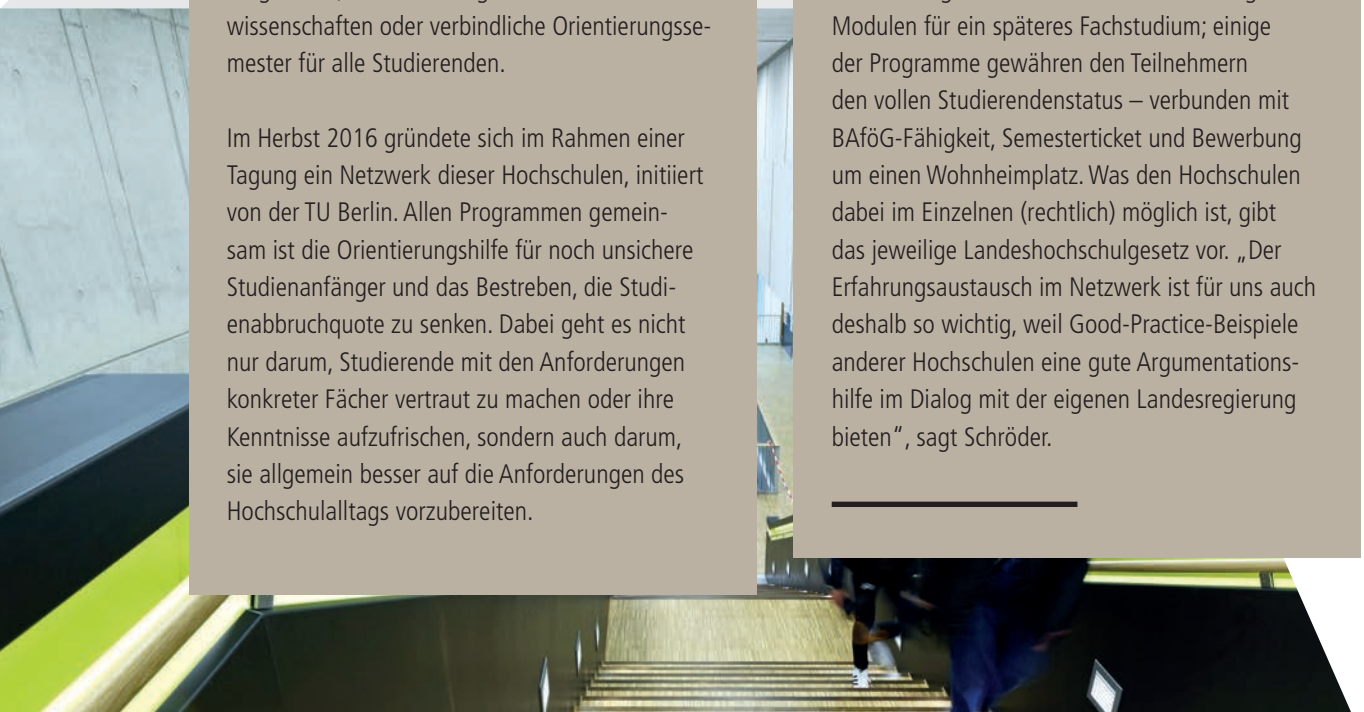
Ein Netzwerk für die Orientierung

Zahlreiche Hochschulen in Deutschland haben strukturierte Orientierungsstudienprogramme in unterschiedlicher Gestalt entwickelt: Sie reichen von vorbereitenden Kursen für Schüler, Abiturienten und andere Studieninteressierte über Propädeutika wie Schnupperwochen und Schnuppersemester bis hin zu einem kompletten Orientierungsstudienjahr. Letzteres bieten beispielsweise die BTU Cottbus, die Technische Universität (TU) München oder die TU Berlin an. Es gibt speziell auf MINT-Fächer zugeschnittene Programme, aber auch Angebote für die Geisteswissenschaften oder verbindliche Orientierungssemester für alle Studierenden.

Im Herbst 2016 gründete sich im Rahmen einer Tagung ein Netzwerk dieser Hochschulen, initiiert von der TU Berlin. Allen Programmen gemeinsam ist die Orientierungshilfe für noch unsichere Studienanfänger und das Bestreben, die Studienabbruchquote zu senken. Dabei geht es nicht nur darum, Studierende mit den Anforderungen konkreter Fächer vertraut zu machen oder ihre Kenntnisse aufzufrischen, sondern auch darum, sie allgemein besser auf die Anforderungen des Hochschulalltags vorzubereiten.

Christian Schröder, Netzwerkinitiator und Koordinator von MINTgrün an der TU Berlin, sagt: „Ein wichtiger Aspekt des Netzwerks ist es, die Programme weiterzuentwickeln und uns dabei gegenseitig zu beraten." Zudem geht es um Standards für die wechselseitige Anerkennung von in den jeweils anderen Orientierungsprogrammen erbrachten Leistungen. Dazu gehört auch die Gewährung eines Bonus auf den Notendurchschnitt, wenn die Teilnehmer erfolgreich ein Orientierungssemester oder -jahr absolviert haben. Ziele des Netzwerks sind ferner die Verständigung auf allgemeine Qualitätsstandards und die Entwicklung einheitlicher Evaluationstools.

Viele der Netzwerkhochschulen ermöglichen den Orientierungsstudierenden die Anerkennung von Modulen für ein späteres Fachstudium; einige der Programme gewähren den Teilnehmern den vollen Studierendenstatus – verbunden mit BAföG-Fähigkeit, Semesterticket und Bewerbung um einen Wohnheimplatz. Was den Hochschulen dabei im Einzelnen (rechtlich) möglich ist, gibt das jeweilige Landeshochschulgesetz vor. „Der Erfahrungsaustausch im Netzwerk ist für uns auch deshalb so wichtig, weil Good-Practice-Beispiele anderer Hochschulen eine gute Argumentationshilfe im Dialog mit der eigenen Landesregierung bieten", sagt Schröder.



Studieneingangsphase: Das sollte jede Hochschule beachten

Viele Hochschulen haben Programme auf den Weg gebracht, um Studieninteressierten und Studienanfängern die bestmögliche Orientierungs- und Starthilfe zu geben. Das Beratungsunternehmen CHE Consult hat in einem von nexus in Auftrag gegebenen Fachgutachten folgende Erfolgsfaktoren ermittelt:

Innerhochschulische Kooperation und Bedarfsanalyse: Zentrale Voraussetzung für die Entwicklung von Programmen in der Studieneingangsphase ist die enge Kooperation auf allen organisatorischen Ebenen der Hochschule. Unverzichtbar ist eine Vorabanalyse des konkreten Bedarfs.

> Bloßes „Nachbauen" guter Beispiele ohne vorherige Bedarfsanalyse führt nicht zu nachhaltigen Verbesserungen.

Teil der Hochschulstrategie: Nachhaltigkeit ist eng mit der strategischen Einbettung der Programme in den Hochschulentwicklungsplan verknüpft. Wichtig ist zudem die Verankerung in den jeweiligen Fakultäten oder Fachbereichen.

> Ziel ist es, alle Beteiligten dauerhaft ins Boot zu holen.

Eigene Finanzierung: Die Programme sollten möglichst zu einem großen Teil aus eigenen Grundmitteln finanziert werden. Drittmittel sollten allenfalls als Anschub genutzt werden.

> Langfristig finanzierte Maßnahmen bedeuten mehr Verbindlichkeit für alle Beteiligten und fördern die Identifikation im Lehralltag.

Curriculare Verankerung: Ein abgestimmtes Curriculum und die modulare Verankerung des Programms sind notwendig, um die Motivation der Lehrenden zu steigern.

> Die Bereitschaft, Maßnahmen weiterzuentwickeln steigt, wenn sie zu festen Bestandteilen des Curriculums werden.

Flexible Regelstudienzeiten: Eine weniger starre Regelstudienzeit (zum Beispiel sieben oder sechs Semester) für die Teilnehmer an Orientierungssemestern sichert die BAföG-Fähigkeit der Programme. Hochschulen können flexibler auf die soziale und finanzielle Situation der Studierenden reagieren.

Vermittlung von Schlüsselkompetenzen (Soft Skills): Ein Schwerpunkt der Programme sollte auf dem Erwerb von Schlüsselkompetenzen liegen, um die Studierfähigkeit nichtgymnasialer Hochschulzugangsberechtigter zu verbessern.

> Verbesserte sprachliche und technische Kompetenzen helfen bei der Bewältigung der fachlichen Anforderungen und der Arbeitslast.

Individuelle Beratungsangebote: Unterstützung und Beratung vor der Studienentscheidung und zu Studienbeginn sollten vor allem nichttraditionelle Studierende ansprechen.

> Wenn diese sich optimal über die Herausforderungen eines Studiums und über unterstützende Maßnahmen informiert fühlen, erhöht sich ihr Studienerfolg.

Begleitende Evaluation: Die detaillierte, kontinuierliche Evaluation der Maßnahmen und die Wirkungsmessung der Programme sind unverzichtbar.

> Positive Lerneffekte für die Lehrenden werden erwartet.

Dauerhaft beschäftigtes Lehrpersonal: Die Lehre sollte idealerweise durch hauptamtliches Personal erfolgen, um den Wissenstransfer und die Bindung an die Hochschule zu fördern.

> Fast ausschließlich durch Lehrbeauftragte begleitete Maßnahmen können keine Kontinuität in der Betreuung sicherstellen.

Aktivierende Lehrmethoden: Hoher Praxisbezug in der Lehre und Nutzung moderner Methoden (unter anderem aktivierendes Lernen) fördern die Motivation der Studierenden.

> Lehre sollte sich flexibel dem Lernverhalten der Studienanfänger anpassen.

Soziale Integration: Feste Seminar- oder Lerngruppen im ersten Studienjahr fördern die soziale Integration.

> Dies wirkt sich positiv auf Motivation und Studienerfolg aus.

Einsatz von Mentoren und Tutoren: Eine ebenso positiv-integrierende wie motivierende Wirkung haben Peer-Group-Elemente wie Mentoring/Tutoring. Die Ansprechpartner und Mentoren sind Studierende höherer Semester oder ehemalige Teilnehmer des Programms.

Das Fachgutachten „Modellansätze ausgewählter Hochschulen zur Neugestaltung der Studieneingangsphase“ kann unter **www.hrk-nexus.de/publikationen** heruntergeladen werden.

„Maßstab sollte der Lernprozess der Studierenden sein“

Interview
Prof. Dr. Frank Dellmann, Vizepräsident für Bildung und Internationales an der Fachhochschule Münster

Die Vielfalt der Bildungsbiografien der Studierenden birgt Herausforderungen: Wie gleicht man unterschiedliche Leistungsniveaus in der Studieneingangsphase aus? Wie implementiert man neue Lehr- und Lernformen? Prof. Dr. Frank Dellmann, Vizepräsident für Bildung und Internationales an der Fachhochschule Münster und Mitglied des Runden Tisches Wirtschaftswissenschaften im Projekt nexus, fasst zusammen, was man als Lehrender tun kann, um die Studierenden schon in der Eingangsphase zu motivieren.

Die wirtschaftswissenschaftlichen Fächer sind für hohe Studierendenzahlen bekannt. Wie gelingt es dennoch, die Studienanfänger zu motivieren und eine Identifikation mit dem Fach herzustellen?

Aus Befragungen wissen wir, dass beispielsweise das BWL-Studium für einige Studierende zunächst eine Verlegenheitslösung ist – sie wollen „etwas mit Wirtschaft“ machen, eine wirklich intrinsische Motivation fehlt aber. Deshalb müssen wir als Lehrende von Anfang an die Relevanz dessen herausstellen, was die Studierenden lernen, etwa durch Planspiele in Gruppen oder durch Fallstudien. In meiner Statistik-Grundlagen-Lehrveranstaltung habe ich zum Beispiel eine semesterbegleitende Fallstudie zum Thema Marktforschung eingesetzt, um den Studierenden zu zeigen, in welchen Situationen statistische Methoden eingesetzt werden. Diese Veranschaulichung trägt sehr zur Identifikation mit dem Fach bei.

Das klingt gut, doch wie lässt sich so etwas in großen Lehrveranstaltungen mit manchmal mehreren Hundert Studierenden umsetzen? Als eine gut geeignete Variante der Gruppenarbeit haben sich die sogenannten Murmelgruppen erwiesen – gerade, wenn es um die Vermittlung von Lehrinhalten geht, deren Grundlagen die Studierenden wirklich verstanden haben müssen, um weiter im Stoff vorangehen zu können. Mein eigenes Fach, Statistik, ist ein gutes Beispiel dafür.

Wie muss man sich das vorstellen? Wenn ich den Eindruck habe, dass vielleicht die Hälfte der Studierenden den Stoff verstanden hat, bitte ich sie, sich das Thema der Vorlesung in Zweier- oder Dreiergruppen mit den Sitznachbarn gegenseitig zu erklären und einander Fragen zu stellen. Das hebt deutlich die Aktivierung, zeigt den Studierenden, wo noch Lücken sind, und verhindert zugleich, dass wir einfach im Stoff vorangehen und dabei einige von ihnen zurücklassen. Ich selbst gehe durch die Bankreihen, höre in Gespräche hinein und schalte mich ein, wenn ich den Eindruck habe, hier und da gibt es noch ungeklärte Fragen. Viele Lehrende erproben neue Lehrmethoden wie zum Beispiel „Inverted Classroom“: Die Studierenden erarbeiten sich den Stoff online selbst, die Präsenztermine dienen konkreten Aufgaben, Diskussionen und Nachfragen. Der Frontalunterricht entfällt.

Funktioniert das in so großen Studierendengruppen? Wenn man die Studierenden dahin bringt, den Selbstlernanteil wirklich ernst zu nehmen, funktioniert es gut. Man darf nicht den Fehler begehen, sich doch wieder vorne hinzustellen und den Stoff zu referieren, wenn man merkt, dass die meisten Studierenden die Vorbereitungszeit entgegen der Vereinbarung nicht genutzt und nichts selbständig durchgearbeitet haben. Denn damit sendet man falsche Signale – nämlich, dass es keinerlei Konsequenzen hat, wenn die Studierenden sich nicht vorbereiten.

Gute Lehrkonzepte lassen sich nur mit viel Basisarbeit und Engagement des einzelnen Lehrenden umsetzen. Was ist zu beachten? Wichtig ist, dass wir Lehrenden nicht unseren eigenen Lernprozess, sondern immer den der Studierenden als Maßstab nehmen: Ich erschließe mir ein Wissensgebiet aus dem Blickwinkel des Wissenschaftlers, die Studierenden, weil sie das Wissen für ihren späteren Werdegang brauchen. Ebenfalls sehr wichtig ist: So lobenswert das Engagement Einzelner auch ist, besteht doch das Risiko, dass die übrigen Kollegen davon weitgehend unberührt bleiben und gute Konzepte nur an Personen hängen.

Was ist zu tun? Gute Lehre sollte Bestandteil der Organisationsentwicklung sein. Deshalb ist es so wichtig, Maßnahmen zur Verbesserung der Lehre im Institut oder im Fachbereich abzustimmen und koordiniert zu erproben. Schon allein, um sich regelmäßig darüber auszutauschen, was gut funktioniert und was weniger gut.

Letztlich muss der einzelne Lehrende aber situativ entscheiden, wie er mit den unterschiedlichen Bedürfnissen der Studierenden während der Studieneingangsphase umgeht ... Die heterogenen Bildungsbiografien der Studierenden sind tatsächlich der Dreh- und Angelpunkt. Sie zeigen sich etwa in den Wirtschaftswissenschaften meist besonders deutlich in den unterschiedlichen Vorkenntnissen, speziell in Mathematik. Das bezieht sich nicht nur auf beruflich qualifizierte Studierende ohne Abitur, sondern auch auf Gymnasiasten. Denn vielen Studierenden fehlt schlicht Grundwissen aus der Mittelstufe, wie Bruchrechnen oder Dreisatz. Dafür müssen wir pragmatische Lösungen finden.

Zum Beispiel? Als Lehrender sollte man sich zuerst ein Bild von den Vorkenntnissen der Studierenden machen. Dafür gibt es Online-Einstiegstests für Studienstarter in Form von Self-Assessments, die wir zum Beispiel in Münster nutzen. Sie zeigen den Studierenden vor Studienbeginn, welche Mathematikkenntnisse erforderlich sind und wo ein Auffrischen mit entsprechenden Lehrbüchern oder online zugänglichen Informationen nötig ist. Die meisten Studiengang-Websites bieten zwar Informationen über Studieninhalte, vermitteln den Studienanfängern aber nicht, wo sie noch Nachholbedarf haben könnten.

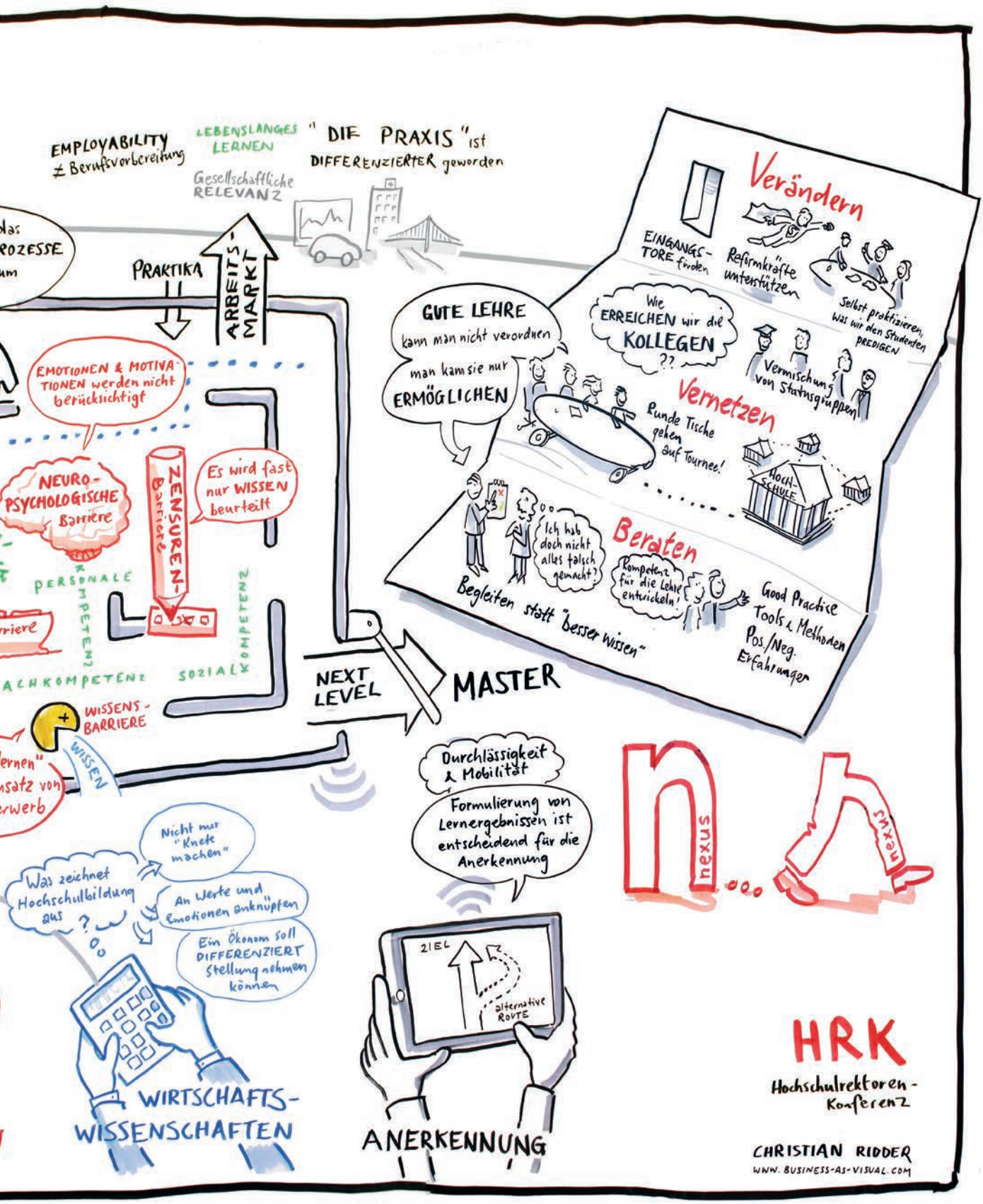
Wie gehen Sie als Lehrender mit den Testergebnissen um? Anhand der Ergebnisse kann ich besser einschätzen, wie sich die Mathematikkenntnisse in meiner Studierendenkohorte verteilen, wo die Lücken vielleicht noch groß sind und welche Brücken- und Einstiegskurse neben den normalen Vorlesungen eventuell nötig sind. Von Vorteil sind solche Informationen auch für die Gruppenarbeit: Es bietet sich an, die Gruppen so zu mischen, dass sich die Studierenden gegenseitig unterstützen können.

Funktioniert das gut? Ja – die Erfahrung zeigt, dass Studierende sich oft eher trauen, Fragen an Kommilitonen zu stellen als in der Vorlesung an den Professor. Umgekehrt motiviert es Studierende sehr, wenn sie innerhalb einer Gruppe über das passende Expertenwissen verfügen – zum Beispiel, weil sie bereits eine Berufsausbildung absolviert haben und sich gut mit Buchhaltung auskennen. Diese Stärken können wir als Lehrende nutzen!

Beim Runden Tisch Wirtschaftswissenschaften war Frank Dellmann an der Erarbeitung der nexus-Handreichung „Die Studieneingangsphase in den Wirtschaftswissenschaften" beteiligt.

Download und Bestellung:
www.hrk-nexus.de/publikationen

Übergänge gestalten
Kompetenzen sind die Währung des 21. Jahrhunderts
Ausbildung oder Studium?
Die Studierenden sind KEINE KUNDEN
Die Gesellschaft ist Kunde!
STUDIERENDE
Kompetenz-orientierung fängt an in der SCHULE
Berufsorientierung
Vorpraktika
HETEROGENITÄT
Individualität
KEINE NIVEAU-SENKUNG
STUDIEN-EINGANGS-PHASE
KOMPETENZEN sind Fähigkeiten, in unerwarteten, ZUKUNFTSOFFENEN, zuweilen chaotischen Problemsituationen kreativ und SELBSTORGANISIERT zu handeln
WISSEN ... FACH & METHODEN KOMPETENZ
IST KEINE Kompetenz!
SELBSTKOMPETENZ
QUALIFIKATIONSRAHMEN
FACHDIDAKTIK
Konkrete Umsetzung
Beitrag zur Gesellschaft
Innovationen ermöglichen
Eigenständige Reflexionsfähigkeit
INGENIEUR-WISSENSCHAFTEN
So viele Vorgaben
Lebenslanges Lernen
STARK reglementierte Studiengänge
Fachqualifikationsrahmen perspektivisch interprofessionell
MEDIZIN & GESUNDHEITSWISSENSCHAFTEN
KOMPETENZ-BARRIEREN
KOMPETENZ-ORIENTIERUNG
INSTITUTIONELLE
"Bulimie!
ist der Gege
Kompetenze


EMPLOYABILITY ≠ Berufsvorbereitung
LEBENSLANGES LERNEN
" DIE PRAXIS " ist DIFFERENZIERTER geworden
Gesellschaftliche RELEVANZ
PRAKTIKA
ARBEITS-MARKT
EMOTIONEN & MOTIVATIONEN werden nicht berücksichtigt
NEURO-PSYCHOLOGISCHE Barriere
ZENSUREN-Barriere
Es wird fast nur WISSEN beurteilt
PERSONALE KOMPETENZ
SOZIALKOMPETENZ
WISSENS-BARRIERE
WISSEN
NEXT LEVEL
MASTER
GUTE LEHRE kann man nicht verordnen man kann sie nur ERMÖGLICHEN
Verändern
EINGANGS-TORE finden
Reformkräfte unterstützen
Selbst praktizieren, was wir den Studenten PREDIGEN
Wie ERREICHEN wir die KOLLEGEN ??
Vermischung von Statusgruppen
Vernetzen
Runde Tische gehen auf Tournee!
HOCH-SCHULE
Ich hab doch nicht alles falsch gemacht?
Beraten
Kompetenz für die Lehre entwickeln!
Good Practice Tools & Methoden Pos./Neg. Erfahrungen
Begleiten statt "besser wissen"
Durchlässigkeit & Mobilität
Formulierung von Lernergebnissen ist entscheidend für die Anerkennung
nexus
nexus
Nicht nur "Knete machen"
Was zeichnet Hochschulbildung aus ?
An Werte und Emotionen anknüpfen
Ein Ökonom soll DIFFERENZIERT Stellung nehmen können
WIRTSCHAFTS-WISSENSCHAFTEN
ZIEL
alternative ROUTE
ANERKENNUNG
HRK
Hochschulrektoren-Konferenz
CHRISTIAN RIDDER
WWW.BUSINESS-AS-VISUAL.COM

„Viele Hochschulen haben bereits eine Anerkennungskultur entwickelt“

Hochschulen sollen die Mobilität von Studierenden fördern und sie ermuntern, Erfahrungen an ausländischen Hochschulen zu sammeln, aber auch die innerdeutsche Mobilität vereinfachen. Dazu braucht es probate Standards für die Anerkennung andernorts erbrachter Leistungen. Zudem sollen durchdachte Anrechnungsverfahren auch beruflich Qualifizierte ohne klassischen Hochschulzugang zu einem Studium motivieren. Prof. Dr. Mechthild Dreyer, bis Anfang 2018 Vizepräsidentin für Studium und Lehre an der Universität Mainz, erläutert, worauf es dabei ankommt.

Interview
Prof. Dr. Mechthild Dreyer ist eine der Vorsitzenden des Runden Tisches Anerkennung im Projekt nexus.

Frau Prof. Dreyer, gibt es einen goldenen Weg für die Anerkennung von Studienleistungen? Die deutsche Hochschullandschaft mit ihren Universitäten und Fachhochschulen ist so divers, dass sich kein Patentrezept definieren lässt. Nehmen wir zum Beispiel die wichtige Position der Anerkennungsbeauftragten: Für große Universitäten mit vielen Studierenden, die ein oder zwei Semester im Ausland studieren, oder mit einer großen Zahl ausländischer Studierender, die ihre Studienleistungen anerkannt haben wollen, kann es sinnvoll sein, dass jeder Fachbereich seinen eigenen Anerkennungsbeauftragten hat. Für Hochschulen mit geringerer Studierendenzahl dagegen ist es unter Umständen besser, eine zentrale Stelle für das Aufgabenfeld Anerkennung und Anrechnung zu haben.

Sind die Hochschulen allgemein auf einem guten Weg? Ja, denn viele haben bereits eine Anerkennungskultur entwickelt: Sie haben zum Beispiel regelmäßig tagende

Runde Tische eingerichtet, die mit engagierten Mitgliedern aller Statusgruppen besetzt sind. Dieser Austausch ist sehr wichtig. Viele Hochschulen haben auf diese Weise fakultätsübergreifend Routinen etabliert, die im Alltag zuverlässig zur Anwendung kommen.

Können Sie Beispiele für solche Routinen nennen? Mir fallen hier einige Technische Universitäten ein, die klar und strikt geregelte Partnerschaften mit Hochschulen im In- und Ausland pflegen. In einem solchen Netzwerk ist die Anerkennung von Studienleistungen selbstverständlich. Andere Hochschulen wiederum haben eine fächer- oder fakultätsübergreifende gesamthochschulische Satzung zu den Learning Agreements, die vor dem Auslandsaufenthalt geschlossen werden, und zur anschließenden Anerkennung nach der Rückkehr. Das ist unter anderem dann sehr sinnvoll, wenn Studierende außerhalb von bestehenden Hochschulpartnerschaften einen Teil ihres Studiums an einer ausländischen Hochschule verbringen. Für die Mobilität der Studierenden ist es absolut förderlich, wenn solche verschiedenen Fälle von Anerkennung schon dokumentiert sind und diese Erfahrungen auch für die Studierenden transparent und zugänglich sind.

Haben die Hochschulen noch viel Unterstützungsbedarf? Mein Eindruck ist, dass die Hochschulen sehr an den Details von Anerkennungs- und Anrechnungsverfahren oder aber an hochschulstrategischen Fragen interessiert sind und Anregungen gerne aufgegriffen haben – etwa wie man von Fächerkulturen unabhängige, verlässliche Standards entwickeln kann.

Wie können solche Standards aussehen? Anerkennung und auch Anrechnung werden deutlich einfacher, wenn sich die Hochschulen und die Lehrenden dabei nicht an einzelnen Modulen orientieren, die belegt werden, sondern an den erzielten Lernergebnissen und Kompetenzen. So lassen sich Studienleistungen gut vergleichen. Daran hapert es an einigen Hochschulen aber immer noch, obwohl beides – zuvor definierte Lernergebnisse wie Kompetenzerwerb – Bestandteil der „Bologna"-Studiengänge ist.

Wie kann diese Kompetenzorientierung konkret aussehen? Nehmen wir als Beispiel mein eigenes Fach, die Philosophie des Mittelalters. Normalerweise beschäftigen sich die Studierenden am Anfang unter anderem mit Texten von Aristoteles, später dann mit Texten aus dem Mittelalter. Doch unabhängig von der Beschäftigung mit diesen Epochen und dem Fachwissen darüber kommt es vor allem darauf an, dass die Studierenden kompetent in der Problemanalyse sind, bündig argumentieren und Zusammenhänge schnell erkennen können. Das sind drei Kompetenzen, die sie genauso gut erwerben können, wenn sie sich beispielsweise an der Universität von Sevilla mit einem philosophischen Text von Hegel aus dem frühen 19. Jahrhundert auseinandersetzen. Deshalb kann genau dies selbstverständlich auch als Studienleistung anerkannt werden. Noch offenkundiger wird die Notwendigkeit der Kompetenzorientierung bei der Anrechnung von Fertigkeiten beruflich Qualifizierter für das Studium.

Warum ist die Anrechnung von beruflichen Qualifikationen nicht nur für die Studierenden so wichtig, sondern auch für die Hochschulen? Weil zwei Tatsachen aufeinandertreffen: Zum einen sind Bildungsbiografien heute nicht mehr geradlinig, sondern zunehmend heterogen. Auch wenn die meisten der beruflich Qualifizierten das Abitur haben, kommen sie oft erst über Umwege und mit Zeitverzögerung zum Studium. Darauf müssen die Hochschulen reagieren. Zum anderen gehört es zu den Aufgaben der Hochschulen, Nachwuchs für den großen Bedarf an akademisch gebildeten Fachkräften auszubilden. Es ist also wichtig, auch jene zu einem Studium zu motivieren, die dies für ihren Lebensweg zunächst gar nicht vorgesehen haben.

Besteht nicht ein gewisses Risiko, dass beruflich Qualifizierte sich die Hochschule aussuchen, die es ihnen am einfachsten mit der Anrechnung macht? Aus diesem Grund ist ein funktionierendes Qualitätsmanagement so wichtig. Außerdem sollten die Hochschulen sich untereinander regelmäßig über Anrechnungsstandards verständigen.

Stichwort Qualitätsmanagement: Sind systemakkreditierte Hochschulen bei der Entwicklung von Anerkennungs- wie Anrechnungsstandards gegenüber programmakkreditierten im Vorteil? In der Regel ja, denn mit der Systemakkreditierung gehen in allen Bereichen der Hochschule bestimmte Qualitätsstandards einher, die gesamthochschulisch zu halten sind. Kontrolliert wird dies auch durch eine zentrale Abteilung für Qualitätsmanagement. Gerade die Systemakkreditierung erfordert also, das gesamte Hochschulsystem – damit auch die Standards für Anerkennung und Anrechnung – mehr in den Blick zu nehmen, als dies sonst oft üblich ist.

Anerkennung gestalten: Die Schaltstellen im Hochschulalltag

Die Weichen für eine gute Anerkennungspraxis können Hochschulen auf ganz unterschiedlichen Ebenen stellen. Faire und transparente Verfahren sowie eine Kultur der Wertschätzung fördern auch die Mobilität der Studierenden.

Potsdam: Das Qualitätsmanagement

Gemeinsame Leitlinien für Anerkennungsverfahren zu schaffen, ist harte Arbeit – die sich aber lohnt, denn am Ende profitieren nicht nur die Studierenden, sondern auch die Prüfungsausschüsse davon. Das zeigt das Beispiel der Universität Potsdam. Am Anfang stand eine Meta-Evaluation. Die Hochschulleitung hatte in Zusammenarbeit mit dem hochschuleigenen Zentrum für Qualitätsentwicklung in Lehre und Studium (ZfQ) zu diesem Zweck externe Gutachter mit der Untersuchung des Status quo beauftragt. „Die Evaluation ergab, dass jede Fakultät die Anerkennung von Studienleistungen etwas anders handhabte. Und nicht immer entsprach dies der Lissabon-Konvention. Vielfach war der Spielraum, den die Prüfungsausschüsse bei der Anerkennung haben, nicht in vollem Maße bekannt. In einem Fall etwa wurden Leistungspunkte für Module lediglich im Wahlpflichtbereich anerkannt, Leistungspunkte aus dem Pflichtbereich jedoch nicht“, sagt Michaela Fuhrmann, Geschäftsführerin des ZfQ. Die Studierenden wünschten sich Verbesserungen und zuverlässige Strukturen. Die Aufgabe war somit, einen Leitfaden für die Anerkennung zu entwickeln, der das Verfahren und die Kriterien für alle Prüfungsausschüsse verbindlich festhält. So entsteht mehr Transparenz für Studierende, Lehrende und Verwaltungsmitarbeiter und das ermutigt Studierende, Erfahrungen an anderen Hochschulen zu sammeln. Eine Arbeitsgruppe formierte sich, in der alle für die Anerkennungsverfahren wichtigen Akteure zusammen kamen: die Vertreter der Prüfungsausschüsse, das Dezernat für Studienangelegenheiten, der für Studium und Lehre zuständige Vizepräsident, das International Office, Studierende und das ZfQ.

Ein Jahr lang arbeitete die Gruppe in monatlichen Treffen intensiv an dem neuen Leitfaden, der im September 2016 in Kraft trat. „Wir haben alle Prüfungsausschüsse in einem Kick-off-Treffen mit dem neuen Leitfaden vertraut gemacht“, sagt Michaela Fuhrmann. Und weil die Mitglieder der Prüfungsausschüsse ihre Anerkennungsentscheidungen rechtssicher schriftlich dokumentieren müssen, stehen ihnen zur Arbeitserleichterung juristische Mustertexte zur Verfügung. Auf deren Grundlage können sie ihre eigenen Texte schreiben.

Flensburg: Die Anerkennungsbeauftragte

Welche Module an der Partnerhochschule in Norwegen werden mir mit wie vielen Leistungspunkten an der Heimatuniversität anerkannt? Was muss ich bei den Learning Agreements beachten? Und was, wenn die ausländische Hochschule nur Biologie, aber nicht Geografie anbietet? Seit 2015 beantwortet Hanna Theele solche Fragen. Meistens kann sie nach einem Blick in ihre Datenbank zur Beruhigung beitragen: Dort nämlich finden sich viele ähnlich gelagerte Fälle, die zuvor dokumentiert und eingepflegt wurden. Es gibt etwa ausführliche Informationen dazu, welche Lehrveranstaltungen an welcher ausländischen Hochschule mit wie vielen Credit Points in Flensburg in der Vergangenheit anerkannt wurden. Theele ist die zentrale Anerkennungsbeauftragte an der Europa-Universität Flensburg, sie berät insbesondere Studierende des Bachelorstudiengangs Bildungswissenschaften. Die stellen die Mehrheit der gut 5 300 Studierenden und müssen für ihre Ausbildung zu künftigen Lehrkräften in Flensburg drei Fächer studieren: Pädagogik und zwei Unterrichtsfächer.

Weil das Lehramtsstudium in anderen Ländern aber meist anders strukturiert ist, war ein Auslandssemester bis vor zwei Jahren eine Gleichung mit so vielen Unbekannten, dass die Mobilitätsrate unter zehn Prozent lag. „Alleine die Learning Agreements für alle drei Fächer mit den jeweiligen Fachvertretern zu organisieren, war eine große, mitunter entmutigende Herausforderung für die Studierenden", erinnert sich Hanna Theele. Weil der Universität Auslandserfahrungen ihrer Studierenden sehr wichtig sind, legte sie die Organisation rund um die Learning Agreements, die Anerkennung der Module und Leistungspunkte in zentrale Hände, zugleich wurde die Datenbank eingerichtet. Das zeigt bereits Wirkung: Die Mobilitätsrate ist seither um einige Prozentpunkte gestiegen. Und die Fachvertreter werden zeitlich entlastet.

Ulm: Der Studiengang

„Ich habe ein Problem bezüglich meiner Kurse in Brasilien", begann eine E-Mail, die Prof. Dr. Barbara Gaisbauer-Pointner an der Hochschule Ulm von einer etwas ratlosen Studentin erhielt. Die junge Frau, Bachelorstudentin im Studiengang Internationale Energiewirtschaft, absolvierte planmäßig im sechsten Semester ihren Auslandsaufenthalt an der Partnerhochschule in Belo Horizonte. Dort angekommen, stellte die Studentin fest, dass Lehrveranstaltungen aus dem Learning Agreement nicht stattfanden. Für die Professorin keine ungewöhnliche Situation: „So etwas kann passieren. Es kommt auch regelmäßig vor, dass die Partnerhochschule nicht unseren Studiengang anbietet, dafür aber einen anderen, fachlich ähnlichen."

Da der siebensemestrige Studiengang aus mehreren Säulen besteht – Technik, Wirtschaft und IT –, können sich die Studierenden Lehrveranstaltungen aus allen Einzelbereichen anerkennen lassen. „Wir haben im Studiengang nicht die Integration von bestimmten Fächern festgeschrieben, sondern überlassen bewusst den Studierenden die Schwerpunktsetzung, sowohl im Auslandssemester als auch in den vier Wahlpflichtmodulen, die ganz oder teilweise in Ulm oder im Ausland absolviert werden können", so Gaisbauer-Pointner. Die Hochschule macht gute Erfahrungen mit dieser Freiheit in der Gestaltung, die letztendlich auch die Anerkennung erleichtert. Auch für die Studentin in Belo Horizonte konnte so eine gute Lösung gefunden werden. Statt Energieproduktion oder internationale Ökonomie konnte sie unter anderem eine Lehrveranstaltung zu brasilianischem Rechnungswesen belegen, bei der nicht nur die angestrebten Lernergebnisse zusammenpassten, sondern die ihr auch mit Blick auf eine spätere berufliche Tätigkeit in Brasilien etwas gebracht hat.

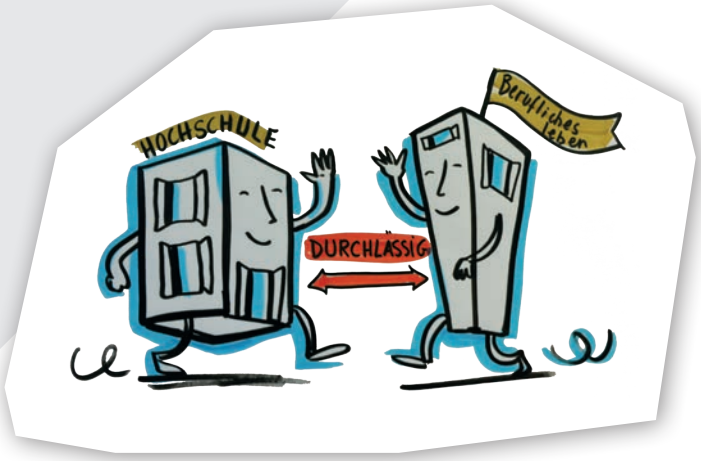
Anerkennung nach Lissabon

Das „Übereinkommen über die Anerkennung von Qualifikationen im Hochschulbereich in der europäischen Region", die sogenannte Lissabon-Konvention, wurde seit 1997 von 55 Staaten unterzeichnet. Deutschland hat die Lissabon-Konvention 2007 ratifiziert. Die Konvention regelt die Anerkennung von Hochschulzugangsberechtigungen, Studienzeiten und Studienabschlüssen. Entscheidende Neuerung gegenüber älteren Verträgen ist das Konzept des wesentlichen Unterschieds. Es besagt, dass im Ausland erworbene Studienzeiten und Abschlüsse anerkannt werden, sofern nicht ein wesentlicher Unterschied zu den an der Heimatinstitution erworbenen Leistungen vorliegt.

Anrechnen mit Gewinn

Fachhochschulen wie Universitäten sind zunehmend mit der Frage der Anrechnung von Kompetenzen, die außerhalb einer Hochschule erworben wurden, konfrontiert. Es geht darum, bereits vorhandene Kenntnisse und Fähigkeiten beruflich Qualifizierter nicht erneut abzufragen und so Studienzeiten sinnvoll zu verkürzen. Einige Hochschulen haben bereits qualitätsgesicherte Standards zur Anrechnung oder auch komplette Studienmodelle für beruflich Qualifizierte entwickelt. Die Erfahrungen zeigen: Der Gewinn ist für beide Seiten groß.

Aalen: Verkürztes Studium für Berufserfahrene



Die Hochschule Aalen reagierte zunächst zurückhaltend, als eine private Technikerschule aus Erfurt 2012 anfragte, ob sie einen Präsenzstudiengang entwickeln könne, der die Kenntnisse von beruflich Qualifizierten honoriere. „Wir wollten Vorwissen, zum Beispiel in der Mathematik, nicht einfach pauschal anrechnen, sondern sichergehen, dass die fürs Studium notwendigen Kenntnisse zuvor in der Ausbildung auch wirklich vermittelt wurden", erinnert sich Dr. Ulrich Schmitt, Professor für Mechatronik, Technische Redaktion und Ingenieurpädagogik. Zunächst suchte Schmitt, der zugleich das Zulassungs- und Anerkennungsamt für seine Fächer leitet, das Gespräch mit Industrie- und Handelskammern, verglich die Rahmenlehrpläne mehrerer Bundesländer, tauschte sich mit Technikerschulen aus Baden-Württemberg und dem angrenzenden Bayern aus. Das Konzept entwickelten schließlich Masterstudierende der Ingenieurpädagogik, nachdem sie zuvor die relevanten Gruppen befragt hatten.

Im Wintersemester 2013/2014 begannen die ersten Studierenden das Bachelorstudium „Mechatronik kompakt durch Anrechnung" (MekA). Statt der üblichen sieben Semester Mechatronik reduziert sich ihr Studium auf fünf Semester. Die „MekAs" sitzen in Vorlesungen und Klausuren neben den regulären Studierenden, in Übungen arbeiten beide zusammen. „Die ‚MekAs' sind meist praktisch orientiert und bringen schnell etwas auf den Weg", sagt Schmitt. Die „normalen" Studierenden arbeiteten stärker konzeptionell. „Beide Gruppen haben etwas davon." Die Berufserfahrenen studieren offenbar meist auch zielstrebiger: Die regulären Studierenden benötigen für das siebensemestrige Mechatronikstudium im Schnitt 8,1 Semester, die „MekAs" liegen mit im Schnitt 5,05 Semestern im Plan. Auch bei den Noten haben sie die Nase vorn und kommen auf einen Schnitt von 2,18, die regulären Studierenden auf 2,7.

Um die Vergleichbarkeit von im Beruf erworbenen Kenntnissen mit den Anforderungen der Hochschulen auch über den MekA-Studiengang hinaus zu erleichtern, baute Schmitt eine Datenbank auf, in der die Anrechnungsentscheidungen von mittlerweile 24 Hochschulen für angewandte Wissenschaften anonymisiert erfasst werden. Die unter anderem vom Land Baden-Württemberg geförderte Datenbank „andaba" ermöglicht es auch, teilautomatisiert Bescheide zu generieren.

Oldenburg: Würdigung von beruflichen Erfahrungen

Die Carl von Ossietzky Universität Oldenburg arbeitet mit einem standardisierten Anrechnungsmodus beruflicher Qualifikationen für ein grundständiges Studium in allen Studiengängen. „Wir wollten etwas entwickeln, das eine Skalierbarkeit herstellt und auf die Vielzahl der Anrechnungsfälle anwendbar ist", sagt Dr. Wolfgang Müskens. Er leitet den Kompetenzbereich Anrechnung und möchte in der Universität die Zahl der Angebote für beruflich Qualifizierte erhöhen. „Bei einer Untersuchung fanden wir heraus, dass ein Viertel unserer Studierenden berufliche Erfahrungen mitbringt", sagt Müskens. Vor allem in den pädagogischen Fächern hätten viele Studierende zuvor eine Ausbildung absolviert und in dem Beruf gearbeitet, etwa als Erzieher. Welche Kenntnisse tatsächlich und in welchem Umfang auf die einzelnen Module angerechnet werden, prüfen die Fakultäten allerdings immer noch individuell. Müskens und sein Team entwickelten also die Struktur, wie die Leistungen erfasst und in einem Portfolio für die Anrechnung zusammengefasst werden müssen. Dabei unterstützen er und sein Team die Antragsteller.

Müskens suchte eine Universität mit einer ähnlichen Anrechnungserfahrung, die bei der Konzeption helfen könnte. Fündig wurde er in Kanada. Mit Dr. Dianne Conrad von der University of Athabasca entwickelte er das Verfahren für Oldenburg – „ein relativ komplexer Prozess, der für jede Fakultät Empfehlungen formuliert", erläutert Müskens. Seit Anfang 2017 haben rund 60 Studierende die Anrechnung von Vorleistungen aus dem Beruf beantragt, 25 erhielten bislang eine Zusage. Auch Müskens schätzt, dass der Bedarf für die Anrechnung von Berufsqualifikationen zunimmt. „Studieren ist heute selbstverständlicher als früher", sagt er. „Viele Berufstätige sehen, dass sie nur mit einem Studium Aufstiegschancen haben."

Die Anrechnung von Kompetenzen sei, sagt Müskens, eine Würdigung von zum Teil hochspezifischen Praxiskenntnissen und Leistungen. „Manche der berufserfahrenen Studierenden wissen bei bestimmten Themen mehr als die Dozierenden. Einige haben bereits selbst wissenschaftliche Artikel geschrieben", sagt er. Und dieser zunehmenden Heterogenität der Studierenden müssten die Hochschulen Rechnung tragen.

LINAVO: Studium mit Anrechnungspotenzial

Die Zielgruppe der beruflich Qualifizierten hat auch das Netzwerk LINAVO („Lernen im Netz, Aufstieg vor Ort"), ein Verbundprojekt von vier staatlichen Hochschulen in Schleswig-Holstein, im Blick. „Wir haben eine flächendeckende Infrastruktur für berufsbegleitende Onlinestudiengänge entwickelt", erläutert Prof. Dr. Rolf Granow von der Fachhochschule Lübeck, die das Netzwerk koordiniert. Granow verantwortet als E-Learning-Beauftragter die derzeit elf Studiengänge, in denen bundesweit 4 300 Studierende eingeschrieben sind. Die Studiengänge sind ganz auf die Belange von Berufstätigen ausgerichtet. So wird in einigen Studiengängen weitgehend auf Klausuren verzichtet. Stattdessen können die Studierenden Themen aus ihrer Berufspraxis bearbeiten.

Das Besondere: Die Studiengänge werden bereits mit Blick auf die Anrechnung konzipiert. Im Rahmen der Studiengangentwicklung werden Module mit hohem Anrechnungspotenzial und solche, die etwa aufgrund der wissenschaftlichen Ausprägung des Qualifikationsprofils weniger für die Anrechnung geeignet sind, identifiziert. Eine Datenbank bildet die Lernergebnisse für alle Studiengänge und deren Module ab. Damit haben die Fachbereiche ein Instrument an der Hand, mit dem sie vergleichen können, welche im Beruf erworbenen Kenntnisse mit den Qualifikationszielen des Studiums übereinstimmen – und entsprechend angerechnet werden können. „Die Datenbank zeigt systematisch das Anrechnungspotenzial, bis hinunter auf die Ebene einzelner Lernergebnisse", sagt Granow. Auf dieser Grundlage nehmen die Fachbereiche eine individuell auf jeden Studierenden zugeschnittene Anrechnung vor.

nexus-Handreichung „Anrechnung an Hochschulen: Organisation – Durchführung – Qualitätssicherung"

Download und Bestellung:
www.hrk-nexus.de/publikationen

Praxis als Merkmal guter Lehre

Sinnvoll ins Studium integriert fördern außerhochschulische Praktika und Praxisbezüge nicht nur die Beschäftigungsbefähigung, sondern auch die Lernmotivation im gesamten Studienverlauf. Wie dies passend zum Profil einer Hochschule aussehen kann, zeigen Beispiele aus zwei Hochschulen für angewandte Wissenschaften und einer Universität.

Die Maschinenbaustudierenden des dritten Semesters sollten in Teams eine Vorrichtung entwickeln, mit der man Gummimatten für Pferdeställe zuschneiden kann. „Wir mussten zunächst mal recherchieren, welche Arten von Gummimatten es gibt – und welche davon für Pferdeställe geeignet sind –, und dann Hersteller finden, die uns Probematerial zuschicken", erinnert sich Daniel Griebel, inzwischen Masterstudent an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg-Schweinfurt (FHWS). An manchen Tagen hätten er und seine Kommilitonen für ihr Praxismodul bis abends in der Hochschule am Standort Schweinfurt getüftelt, sagt der 25-Jährige. Am Ende mussten die Studierenden ihre Ergebnisse vor ihrem Dozenten präsentieren und diskutieren – auf Englisch. Nicht einfach. „Aber wenn wir später bei einem international tätigen Unternehmen arbeiten wollen, müssen wir das auch können", sagt Griebel.

Studierende – das geht aus vielen Studien und Befragungen hervor – wünschen sich nicht nur ein wissenschaftlich fundiertes Studium, sondern auch Praxisbezüge und eine Vorbereitung auf mögliche Berufsfelder. Dass eine Stärkung der Arbeitsmarktrelevanz des Studiums im Sinne von Anwendungsbezügen sinnvoll und notwendig ist, haben HRK, BDA und DGB 2016 in einer gemeinsamen Erklärung betont: „Sie wirkt bei Studierenden motivationsunterstützend und trägt damit in der Regel

auch zu einer Verbesserung des Studienerfolgs bei", heißt es dort. Ein 2016 von nexus in Auftrag gegebenes Fachgutachten kommt zu dem Schluss, dass Praxisbezüge und Praktika außerhalb der Hochschule in jeder Phase des Studiums integriert werden können und dass es dabei nicht auf die Länge eines Praktikums, sondern auf die sinnvolle Einbindung ins Curriculum ankommt (siehe Interview, Seite 28).

Bayerische Fachhochschulen sehen ein Pflichtpraxissemester vor, im 4. oder im 6. Semester. Um Theorie und Praxis aber noch stärker im Studium zu verzahnen, geht der Schweinfurter Fachbereich Maschinenbau einen Schritt weiter. Neben den in der Prüfungsordnung festgelegten Fachlehrveranstaltungen und dem Pflichtpraktikum sieht das Curriculum zusätzliche Pflichtpraxismodule im ersten, dritten und siebten Semester vor. „Etliche Studierende verfluchen uns zu Beginn des Studiums vermutlich, weil sie sich dafür sehr viel Hintergrundwissen selbst erarbeiten müssen", sagt Prof. Dr. Winfried Wilke. Aber die Rückmeldung am Ende des Studiums sei positiv: Die künftigen Maschinenbauingenieure fühlten sich durch die drei Praxismodule – flankiert von Kursen für wissenschaftliches Arbeiten, Programmieren oder Arbeitssicherheit – gut auf die Arbeitswelt vorbereitet. Die Praxismodule bauen inhaltlich aufeinander auf, steigern sich im Anspruch und finden im Masterstudium ihre Fortsetzung in einem längeren und wissenschaftlich anspruchsvolleren Projekt. Daniel Griebel bestätigt: „Von Praxisprojekt zu Praxisprojekt haben wir mehr Routine bekommen – wie mit einem Werkzeugkasten, aus dem man von Mal zu Mal neue Werkzeuge holen kann."

Von Unternehmen gesucht werden Nachwuchskräfte, die, im Fall der Ingenieure, nicht nur konstruieren können, sondern auch eine Vorstellung von Projektmanagement mitbringen. „Wir Lehrenden müssen die Vorbereitung auf die Arbeitswelt 4.0 schon mit dem Bachelorabschluss sicherstellen", sagt Wilke. „In all unseren Praxismodulen geht es immer auch um das Einüben von Teamplayer-Qualitäten und vor allem im siebten Semester auch um die Fähigkeit, ohne Reibungsverluste mit einem Auftraggeber zu kommunizieren", fasst Wilke die Stoßrichtung zusammen. In diesem siebten Semester bewältigen die Studierenden ein kleines simuliertes Industrieprojekt und präsentieren ihre Ergebnisse anschließend vor Unternehmen aus der Region, die die Aufgaben dafür stellen.

„Die beteiligten Firmen nutzen das Industrieprojekt gerne dafür, den Fachkräftenachwuchs näher kennenzulernen und manchmal auch gleich zu rekrutieren", sagt Wilke. Die Hochschule wiederum kann Kontakte für künftige Forschungsprojekte vertiefen.

Nicht nur für die Studierenden, auch für ihn selbst und seine Kollegen bedeute diese Art der praxisorientierten Lehre natürlich viel Arbeit, sagt Winfried Wilke. Die Professoren erhalten jeweils eine Entlastungsstunde von der Lehre. „Die nutzen wir dann zum Beispiel für die Kontaktpflege mit unseren Industriepartnern." In der Region sitzen viele international operierende Unternehmen wie zum Beispiel Schaeffler, Bosch oder Fresenius.

» „Von Praxisprojekt zu Praxisprojekt haben wir mehr Routine bekommen."

Partner aus der Wirtschaft sind hilfreich, wenn Hochschulen nachhaltige Konzepte für mehr Beschäftigungsbefähigung fest im Curriculum verankern wollen. Das zeigt auch die Hochschule Ostwestfalen-Lippe (HS-OWL) mit ihrem Projekt „Praxis OWL", das Angebote zur Berufsorientierung und zur praxisorientierten Lehre bündelt und über Mittel des Qualitätspakts Lehre (QPL) gefördert wird. Eine von der Hochschulleitung vor ein paar Jahren veranlasste SWOT-Analyse ergab unter anderem, dass der Bereich Berufsorientierung größeren Raum in der Hochschulstrategie einnehmen sollte. Einer der „Praxis OWL"-Bausteine ist das Team-Teaching, das einen Hochschullehrer und einen Wirtschaftsvertreter für eine gemeinsame Lehrveranstaltung aus dem Wahlpflichtbereich zusammenspannt. „Vertreter der Praxis für 90-Minuten-Vorträge an die Hochschule zu holen, ist gut. Aber sie innerhalb einer Lehrveranstaltung zum Ansprechpartner für die Studierenden zu machen, wirkt wesentlich nachhaltiger", sagt „Praxis OWL"-Projektleiter Maximilian Ernst. Für Team-Teaching-Projekte können sich Professoren aller Fachbereiche bewerben. Die Hochschule finanziert das Honorar für den jeweiligen Wirtschaftsvertreter, der einen Lehrauftrag erhält.

„Einfach mehr Zeit für Praktika bringt nicht viel“

Interview
Prof. Dr. Wilfried Schubarth,
Erziehungswissenschaftler
an der Universität Potsdam

Prof. Dr. Wilfried Schubarth, Erziehungswissenschaftler an der Universität Potsdam, hat für nexus ein Gutachten über Qualitätsstandards für außerhochschulische Praktika (2016) erstellt. Darin geben er und seine Mitautoren Empfehlungen für eine sinnvolle Einbettung von Praxiselementen.

Studierende klagen häufig über mangelnden Praxisbezug im Studium und fühlen sich nicht gut auf die Arbeitswelt vorbereitet. Warum tun sich Hochschulen oft so schwer damit, mehr und längere Phasen für Praktika ins Studium einzubauen? Das Grundproblem ist, dass außerhochschulische Praktika oder sehr praxisorientierte Module im Studium vielfach nicht als Qualitätsmerkmal eines Studiengangs angesehen werden. Wäre es so, dann würden deutlich mehr Hochschulen beziehungsweise Fachbereiche oder Institute den Praxisinput zum festen Bestandteil einer Studiengangstrategie machen. Davon abgesehen: Es bringt nicht viel, den Studierenden einfach nur mehr Zeit für Praktika außerhalb der Hochschule einzuräumen und im Übrigen zu sagen: Nun macht mal.

Wie können Praktika als außerhochschulische Lernorte nachhaltige Wirkung entfalten? Indem man sie so ins Curriculum integriert, dass sie keine Anhängsel sind, die man wegen der geforderten „Employability“ anbieten muss. Integrieren heißt: Es muss eine Vorbereitung und Begleitung durch die Lehrenden oder durch einen Fachbereichsvertreter geben. Denn für Studierende ist es von Fall zu Fall nicht so einfach, einzuschätzen, welches ein geeignetes Praktikum für sie ist. Die Hochschulen sollten hier beraten. Und nach der Praxisphase muss es natürlich eine entsprechende Nachbereitung mit den Studierenden geben.

Der Praxisinput sollte demzufolge im Studium also den gleichen Stellenwert und Qualitätsanspruch haben wie Module, die die Theorie vermitteln? Wenn über ein Praktikum wichtige Kompetenzen erworben werden, die das Fachstudium sinnvoll ergänzen, muss es dafür selbstverständlich ausführliche Leistungsnachweise geben, die dies dokumentieren. Wir Lehrenden müssen uns immer vor Augen halten: Nur ein sehr geringer Teil der Studierenden wird später in der Wissenschaft Arbeit finden – die meisten müssen wir auf ein Arbeitsleben anderenorts vorbereiten.

Das verlangt den Lehrenden zusätzliches Engagement für die Erarbeitung durchdachter Konzepte ab …
… und damit die Initiative nicht auf einzelne Engagierte beschränkt bleibt, sollte es eine hochschul- oder fachbereichsübergreifende Strategie mit Weitblick geben. Sinnvoll platzierte Praktika stellen eine Win-win-Situation für alle Beteiligten dar: Die Studierenden erhalten Einblick in die berufliche Praxis und bringen wissenschaftliches Wissen und aktuelle Forschungsergebnisse in das Unternehmen. Arbeitgeber haben die Möglichkeit, künftige Fachkräfte zu gewinnen. Hochschulen wiederum bekommen durch die Praxiserfahrungen der Studierenden Anregungen für Forschung und Lehre. Sie profitieren aber auch langfristig davon, denn die wissenschaftlich qualifizierten Absolventen der Hochschule sind zukünftige Kooperationspartner.

Dr. Christian Faupel, Professor für Controlling und Kostenmanagement im Fachbereich Produktion und Wirtschaft, führte seine Lehrveranstaltung als Blockseminar gemeinsam mit Manuel Bentrup durch, Controller in einem Unternehmen der Pharmaindustrie. Faupel gab den methodischen Input, Bentrup stellte konkrete Controllingmodelle aus der Praxis vor und stand auch darüber hinaus als Ansprechpartner für praktische Fragen zur Verfügung. In dem angebotenen Modul sind aber noch weitere Wirtschaftspartner im Spiel, denn im Verlauf der Lehrveranstaltung bearbeiten die Studierenden in Kleingruppen jeweils Problemstellungen aus einem Unternehmen – etwa, wie man kostengünstig eine neue Produktionsstraße aufbaut. „Die Studierenden hospitieren dazu im jeweiligen Unternehmen, sprechen mit Führungskräften und lernen dabei die Abteilungen eines Unternehmens kennen. Und die Unternehmen wiederum lernen die Studierenden als potenzielle Praktikanten oder Mitarbeiter kennen", sagt Christian Faupel. Bachelorabsolvent Tilman Schöpp stellt rückblickend fest: „Für mich war es das hilfreichste Modul im Studium." Seine Gruppe entwickelte für Bentrups Unternehmen ein Excel-basiertes Tool zur Überwachung der Investitionskosten. Dieses Tool war für Schöpp der Türöffner zu seiner jetzigen ersten Anstellung in einem Bekleidungsunternehmen, das gerade dabei war, etwas Ähnliches zu entwickeln.

Und die Universitäten? Auch dort wünschen sich viele Studierende einen stärkeren Theorie-Praxis-Bezug. Die Universität Münster hat für das Qualitätspakt Lehre-Projekt „Employability" mit allen Fachbereichen gemeinsam zunächst einmal definiert, was Beschäftigungsbefähigung an Universitäten eigentlich bedeutet. „Es bedeutet gerade nicht, berufliche Routinen einzuüben, denen man später so oder ganz ähnlich folgen wird. Denn das wäre ja eine klassische Berufsausbildung", sagt Andreas Eimer, der Leiter des Career Service an der Universität. „Es bedeutet vielmehr, wissenschaftlich fundiertes Wissen später in ganz verschiedenen Kontexten anwenden zu können. Das ist eine Transferleistung, die von Universitätsabsolventen erwartet wird. Und das müssen wir den Studierenden verdeutlichen."

Nicht ausreichend sei es dagegen, einfach ein paar Praxismodule ans Studium „zu schrauben". Selbstverständlich seien Praktika in Unternehmen oder anderen Institutionen wichtig. Aber: „Wir ermuntern die Studierenden, nach Absprache mit einem Lehrenden, Kompetenzen aus einer Lehrveranstaltung mit ins Praktikum zu nehmen und mit dem Unternehmen vorab zu besprechen, wie und wo sie dort Fachwissen einsetzen können." Um Studierende darauf einzustimmen, haben die Münsteraner Workshops zur Berufs- und Praktikumsorientierung in die einzelnen Fachbereiche als verpflichtenden Bestandteil des Studiengangs integriert – „weil es, je nach Fachbereich, unterschiedliche Perspektiven auf das Thema gibt". Die Studierenden bekommen Leistungspunkte für die Teilnahme. „Durch diesen Lehrimport in die Fachbereiche ist nun bei den Lehrenden ein Diskussionsprozess in Gang gesetzt worden, wie ‚Employability' spezifisch durch ein Universitätsstudium gestärkt werden kann", sagt Eimer. Die Universität hat unter anderem die E-Learning-Einheit „Das Praktikum in zehn Schritten" für die Studierenden entwickelt. Darin wird unter anderem empfohlen, ein Praktikumstagebuch zu führen und außerhochschulische Praktika auch zu nutzen, um eventuelle fachliche Defizite rechtzeitig zu erkennen und notwendige Qualifikationen bis zum Abschluss des Studiums in Lehrveranstaltungen nachzuholen.

Neben der besseren Integration und Reflexion von Praktika außerhalb der Hochschule hat das Projekt „Employability" auch schon dazu beigetragen, die beruflichen Anknüpfungspunkte ganzer Studiengänge systematisch in den Blick zu nehmen. Unter anderem für den Fachbereich Wirtschaftsinformatik wurden die Ergebnisse von Absolventenbefragungen analysiert und kommentiert. In welchen Positionen und welchen Unternehmensarten starten die Absolventen ihren Berufsweg? Sind sie mit ihrem Gehalt und ihren Aufgaben zufrieden? Können sie ihre im Studium erworbenen Stärken einsetzen? Die Studiengangverantwortlichen können diese Informationen nutzen, um die strategischen Zielsetzungen des Studiengangs zu überprüfen. So können die Lehr-, aber auch die Berufsorientierungsangebote entsprechend abgestimmt werden.

Ausgezeichnet: Die Ars legendi-Preisträger 2017

Der von Stifterverband und Hochschulrektorenkonferenz ausgelobte Ars legendi-Preis soll die besondere Bedeutung der Hochschullehre für die Ausbildung des akademischen Nachwuchses sichtbar machen. Die Auszeichnung 2017 wurde an ein Projekt und einen Lehrenden vergeben, die sich in besonderem Maße um die Integration von Praktika und Praxisbezügen verdient gemacht haben. Die Sieger – Journalistikprofessor Dr. Klaus Meier von der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt in der Kategorie Wissenschaftler und ein Team von der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde für die Entwicklung des Moduls „Projekt Studienpartner Ökobetrieb" in der Kategorie Projekt – wurden aus mehr als 130 Einsendungen ausgewählt.

Projekt Studienpartner Ökobetrieb

Aus der Not werden manchmal die besten Ideen geboren. So auch das Praxismodul des Bachelorstudiengangs Ökolandbau und Vermarktung an der Hochschule für nachhaltige Entwicklung (HNE) im brandenburgischen Eberswalde. Weil die Hochschule keinen eigenen Versuchsbetrieb hat, suchte das Team aus 14 Professoren, Dozenten und Mitarbeitern nach Alternativen – und fand sie in der Zusammenarbeit mit Landwirten aus Brandenburg und Berlin.

Bereits im zweiten Semester führt das Modul „Projekt Studienpartner Ökobetrieb" die Studierenden mit den landwirtschaftlichen Betrieben zusammen. In Kleingruppen nehmen sie sich spezieller Fragestellungen an, analysieren Prozesse in den Betrieben und entwickeln Lösungsvorschläge. Jede Gruppe wird von einem Lehrenden begleitet. Projektpartner sind teils Großbetriebe mit über 900 Hektar Anbaufläche, teils sind es kleine Höfe oder Permakulturbetriebe, bei denen Leben, Landbau und Tierhaltung einen Kreislauf bilden. „Die Studierenden sollen durch die Projekte die Vielfalt des Ökolandbaus kennenlernen", sagt Dr. Henrike Rieken, akademische Mitarbeiterin an der Hochschule. Ihre Projektergebnisse stellen die Studierendenteams anschließend im Rahmen einer Sommerakademie den Betrieben und auch ihren Kommilitonen vor.

Neben dem fachlichen Wissen lernen die künftigen Ökolandbauexperten, sich auf die Lebenspraxis der Landwirte einzustellen. In engem Austausch mit ihnen entwickeln sie neue Verfahren oder Techniken, machen Vorschläge für effizientere Arbeitsabläufe oder eine tiergerechte Haltung. Es geht um Hühnerställe, Feld- und Feingemüse, Gewächshäuser oder um neuartige Fangstände für die Klauenpflege etwa bei Schafen. Ein Team baute eine alte Scheune zu einem Hofladen um. Die Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Bauern sei „nicht immer einfach", räumt Rieken ein. Denn die Studierenden formulierten aus überwiegend theoretischer Perspektive die Projektfragen. Aber: „Wir unterstützen hier seitens des Kollegiums und legen Wert auf methodische Ausbildung, auch was Teamarbeit und Umgang mit Konflikten angeht." Das gehört ebenso zum pädagogischen Ziel. „Die Projekte sind so bunt und vielfältig wie die Teilnehmenden." Den Studierenden gefällt besonders, dass sie draußen arbeiten und anpacken können. Ein Landwirt wiederum wertete die Zusammenarbeit als „unglaubliche Bereicherung", auch dank der „Frische", die das Studierendenteam mitgebracht

habe. Dies sei „eine typische Win-win-Situation – einfach klasse!". Es gibt weitere positive Nebeneffekte des Praxismoduls: Die HNE-Teams werden als Sparringspartner auf Augenhöhe wahrgenommen und helfen, die Betriebsblindheit der Praktiker zu überwinden.

Über die Jahre hat sich in der Region so ein Netzwerk zwischen Lehre und Praxis aufgebaut: das InnoForum Ökolandbau Brandenburg, das Henrike Rieken koordiniert. Auf dem jährlichen Netzwerktreffen sprechen Hochschulteam und Betriebe über Bedarfe, Wünsche und mögliche neue Projektthemen. „Im Kern geht es zwischen Hochschule und Höfen um Übersetzungsarbeit", sagt Rieken. „Wir tragen dazu bei, dass beide eine gemeinsame Sprache sprechen." Deshalb sei es wichtig, Prozesse gut zu begleiten und beide Seiten zu unterstützen.

Klaus Meier: Vordenker mit Teamgeist

Schon im Studium hatte Klaus Meier diese Vision: kommunikationswissenschaftliche Theorie, Journalismusforschung und redaktionelle Praxis zu verzahnen. „Mir war immer klar, dass die Verbindung zwischen Hochschule und Redaktion durchlässiger werden muss", sagt der Kommunikationswissenschaftler. Das prägte seine Tätigkeit als Dozent und Professor zunächst an der Hochschule Darmstadt, dann an der Technischen Universität Dortmund und seit 2011 an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Eine seiner ersten Taten in Eichstätt, wo er selbst studiert und promoviert hat: ein großes Praxisprojekt, abgestimmt auf die Medienzukunft. Dafür richtete Meier ein neues crossmediales Labor ein – mit dem Magazin „Einstein", für das die Bachelorstudierenden schreiben. Dafür erhielten Studierende wie Lehrteam eine Auszeichnung beim European Newspaper Award.

Prof. Dr. Klaus Meier will seine Studierenden auf den Journalismus von morgen vorbereiten.

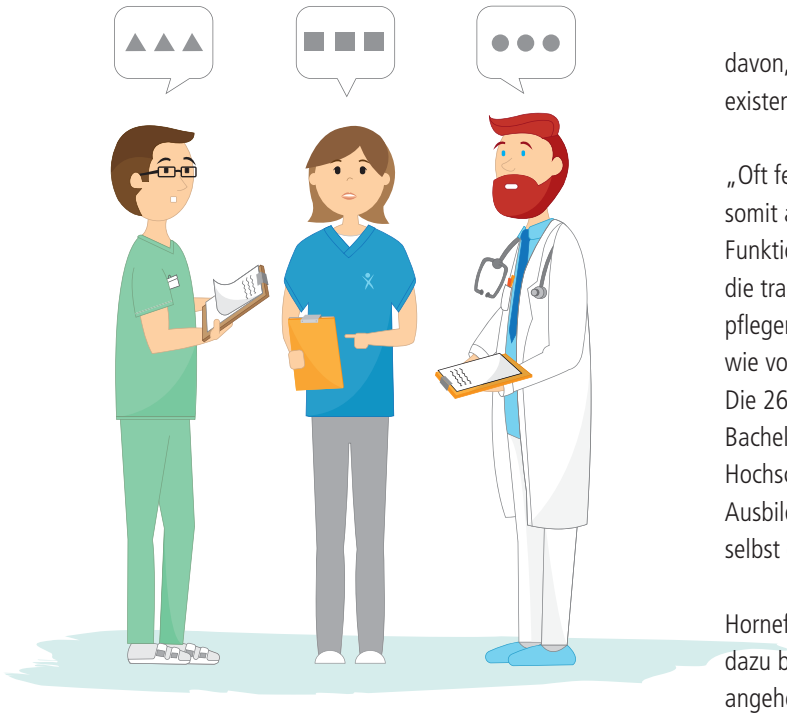
Im Masterstudiengang mit dem Schwerpunkt Innovation und Management, werfen die Studierenden in Kooperation mit Redaktionen einen analytischen Blick auf den Journalismus. Kooperationspartner war unter anderem jüngst Spiegel Online. Für das Nachrichtenportal hatten die Studierenden multimediale Storys auf Erzählstruktur und Wirkung untersucht. In anderen Projekten analysierten sie die Organisation von Redaktionen. Von solchen Projekten profitieren beide Seiten: die Studierenden, weil sie den Praxisbezug erleben, die Praktiker, weil sie von den Studierenden fundierte Analysen und Tipps erhalten.

Das ist besonders vor dem Hintergrund des digitalen Wandels für die Redaktionen Gold wert. „Durch die Digitalisierung ist viel weggebrochen, was Journalisten für selbstverständlich hielten", sagt Meier. Längst reiche das Handwerk allein nicht mehr aus, um neue Konzepte zu entwickeln, digitale Möglichkeiten zu nutzen und neue Zielgruppen zu erschließen. Viele Medienhäuser unterhielten deshalb Entwicklungsredaktionen, in denen neue digitale Erzählformen und die Einbindung der sozialen Medien erprobt würden. Meiers Absolventen, die wissenschaftliche Analyse mit Praxiserfahrungen vereinen können, haben also gute Chancen auf dem Medienmarkt. Einige kamen beispielsweise bei der Süddeutschen Zeitung und beim Bayerischen Rundfunk unter. Sein Erfolg in der Lehre ist für Klaus Meier ein Glücksfall. Denn der Journalistikprofessor hält es nicht für selbstverständlich, dass Kollegen seine Vorstellungen vom Praxisbezug im Studium mittragen. In Eichstätt ziehen jedoch die Lehrenden an einem Strang. „Es ist extrem wichtig, dass alle Dozenten eines Studiengangs ähnlich ticken", sagt er. „Als Einzelkämpfer kann man das nicht umsetzen."

Der Ars legendi-Preis 2018 steht unter dem Motto „Innovative Prüfungsformen".
www.ars-legendi-preis.de

Interprofessionell lernen, auf Augenhöhe arbeiten

Der Patient steht im Mittelpunkt – damit dieser Leitsatz in Krankenhäusern, Therapie- und Arztpraxen Realität werden kann, müssen Mediziner mit Pflegenden und Therapeuten auf Augenhöhe zusammenarbeiten. Unter anderem in Berlin werden Studierende der Medizin sowie der Pflege- und Therapiefächer in interprofessionellen Lehrveranstaltungen gemeinsam darauf vorbereitet.



Ein Comic beschreibt treffend, wo es hakt: Arzt, Physiotherapeutin und Krankenpfleger reden miteinander über einen Patienten. Doch die Sprechblase des einen zeigt nur Dreiecke, die der anderen ist mit Quadraten gefüllt und der Dritte redet Kreise. Die Kommunikation läuft nicht rund. Wenn beispielsweise Mediziner von „Symptomen" sprechen, geht es meist um rein diagnostische Aspekte. Sprechen Krankenpfleger oder auch Therapeuten davon, gebrauchen sie den Begriff häufig auch in einem existenziell-sozialen Zusammenhang.

„Oft fehlt es an Wissen über die Tätigkeit des anderen und somit auch an Wertschätzung für dessen Fähigkeiten und Funktionen in der Patientenversorgung. Hinzu kommen die traditionellen Hierarchien zwischen Medizinern und pflegendem Personal, die in vielen Krankenhäusern nach wie vor stark ausgeprägt sind", sagt Henrike Horneff. Die 26-Jährige steht kurz vor dem Abschluss ihres Bachelorstudiums in Krankenpflege an der Evangelischen Hochschule Berlin – und hat während ihrer praktischen Ausbildungsphasen im Krankenhaus das Beschriebene selbst erlebt.

Horneff trägt als Tutorin in dem Berliner Projekt INTERTUT dazu bei, diese Situation peu à peu zu verändern, damit angehende Mediziner, Physiotherapeuten, Ergotherapeuten und Krankenpfleger in Krankenhäusern oder auch im Dialog zwischen Therapeut und Hausarzt in der Patientenversorgung besser interprofessionell zusammenarbeiten. Teilnehmer aus allen genannten Fächern werden dafür im fächergemischten Tutorium mit klassischen Situationen der jeweils anderen Berufe konfrontiert.

Die Charité – Universitätsmedizin Berlin hat vor vier Jahren im Schulterschluss mit der Alice Salomon Hochschule Berlin und der Evangelischen Hochschule Berlin mehrere Projekte für praxisorientiertes, interprofessionelles

Voneinander lernen: INTERTUT steht für „INTERprofessionelle TUTorien".

Lernen im Studium gestartet: Neben den Tutorien in INTERTUT wurden in INTER-M-E-P-P („Interprofessionelles Lernen und Lehren in Medizin, Ergotherapie, Physiotherapie und Pflege") Lehrveranstaltungen entwickelt und erprobt. Das Ziel, sie langfristig fest ins Curriculum zu integrieren, ist inzwischen erreicht, sie gehören mittlerweile zur regulären Lehre. Begleitend sind auch Arbeitsmaterialien für die Tutoren und Studierenden entwickelt worden.

Bislang findet pro Semester ein interprofessionelles Seminar zu dem Thema „Grundlagen des Umgangs mit bewegungseingeschränkten Menschen" statt – einmal mit der Kombination Medizin und Pflege, einmal mit Medizin und Physio-/Ergotherapie. Langfristig soll es mehr von solchen Lehrveranstaltungen geben. Die Hochschulen kommen mit den beiden Projekten einer Empfehlung des Wissenschaftsrates aus dem Jahr 2012 nach, der genau diese Verzahnung der Medizin mit anderen Gesundheitsberufen als Teil einer praxisorientierten Hochschulausbildung für wünschenswert hält.

„Die Tutorien und Lehrveranstaltungen sind wichtig, damit die Studierenden der verschiedenen Gesundheitsberufe bereits während des Studiums miteinander in Kontakt kommen, um von-, mit- und übereinander zu lernen. In den Veranstaltungen soll ein Austausch auf Augenhöhe angebahnt werden, um den Grundstein für eine gleichberechtigte, wertschätzende und kommunikative Zusammenarbeit zu legen", erläutert Prof. Dr. Cornelia Heinze von der Evangelischen Hochschule Berlin, die dort Ansprechpartnerin für beide Projekte ist. Die jetzigen und nachfolgenden Studierendengenerationen sollen genau diesen Aspekt mit in ihren Berufseinstieg mitnehmen und somit eine neue Berufskultur etablieren helfen.

Beispiel Tutorien: Die angehenden Mediziner und Therapeuten lernen in sechs Tutorien im Charité-Lernzentrum beispielsweise, wie Palliativpatienten oder Patienten mit schweren Spastiken zu versorgen sind, wie man konfliktfrei miteinander kommuniziert oder wie man Patienten schlechte Nachrichten überbringt. Jedes Tutorium wird von zwei Studierenden höherer Semester im Tandem abgehalten, die jeweils verschiedene Fächer studieren. Dass die Teilnehmer diese praktische Vorbereitung auf die Arbeitswelt sehr schätzen, bestätigt der Ergotherapiestudent Fabian Stenzinger. Er hat bereits eine Ausbildung zum Ergotherapeuten absolviert und möchte sich mit dem Studium nun berufsbegleitend auch akademisch

qualifizieren: „In meinem Berufsalltag habe ich viel zu wenig Kontakt mit den behandelnden Ärzten – von denen wir oft als Zuarbeiter und weniger als Partner in der Patientenversorgung wahrgenommen werden. Ich erhoffe mir von den Tutorien deshalb auch mehr Sicherheit und Selbstbewusstsein für die künftige Kommunikation." Zugleich findet Fabian Stenzinger es wichtig, die Denk- und Arbeitsweise der jeweils anderen Berufe zu erleben.

„Oft fehlt es an Wissen über die Tätigkeit des anderen und somit auch an Wertschätzung für dessen Fähigkeiten und Funktionen in der Patientenversorgung."

Über die inhaltliche Stoßrichtung ihres zunächst von der Robert Bosch Stiftung, zukünftig mit Mitteln der beteiligten Hochschulen finanzierten Projekts seien sich alle drei Partner sehr schnell einig gewesen und hätten jeweils viele gute Ideen beigesteuert, sagt Prof. Dr. Harm Peters, Projektleiter auf Charité-Seite. Dennoch gibt es Herausforderungen: „Die Projektevaluation zeigt, dass interprofessionelle Präsenzlehre erfolgreich institutionenübergreifend angeboten und durchgeführt werden kann. Allerdings ist dies mit hohem organisatorischem Aufwand verbunden und benötigt Rückhalt und Unterstützung auf jeder Ebene – auch auf politischer."

Um mehr interprofessionelle Seminare anbieten zu können, braucht es unter anderem eine bessere personelle Ausstattung. Derzeit werde es durch strukturelle und organisatorische Hürden beispielsweise noch erschwert, die INTER-M-E-P-P-Veranstaltungen in allen drei Studiengängen zeitgleich anzubieten, ergänzt Cornelia Heinze.

Handreichung: Interprofessionelles Lehren und Lernen in hochschulisch qualifizierenden Gesundheitsfachberufen und der Medizin

Das interprofessionelle Lehren und Lernen steht auch im Fokus des Runden Tisches Medizin und Gesundheitswissenschaften. Aus den regelmäßigen Expertentreffen ist eine Handreichung mit Anregungen und zahlreichen gelungenen Praxisbeispielen entstanden: Es geht darin um die Chancen und Herausforderungen des interprofessionellen Lehrens und Lernens von der Studieneingangsphase bis zum Übergang in den Arbeitsmarkt. Der Runde Tisch Medizin und Gesundheitswissenschaften spricht sich dabei aus einer didaktischen Perspektive für die Einführung eines interprofessionellen Gesamtkonzepts aus. Dieses kann bereits am Studieneingang beginnen und sich als longitudinaler Strang in unterschiedlicher Intensität durch das gesamte Studium ziehen.

www.hrk-nexus.de/publikationen

nexus Handreichungen – Arbeitshilfen für die Praxis

Erfolgversprechende Maßnahmen und Lösungsansätze zu identifizieren und aufzubereiten, das ist eine der zentralen Aufgaben der Runden Tische des Projekts nexus. In den Handreichungen sind die Arbeitsergebnisse und Empfehlungen des Projekts praxisnah zusammengefasst.

Zuletzt erschienen:

- Interprofessionelles Lehren und Lernen in hochschulisch qualifizierenden Gesundheitsfachberufen und der Medizin
- Erfolgversprechende Faktoren für extracurriculare Maßnahmen in der Studieneingangsphase
- Curriculare Lehre neu gestalten: Chancen und Hindernisse
- Anrechnung an Hochschulen: Organisation – Durchführung – Qualitätssicherung

nexus impulse für die Praxis – kompakte Einführungen zu Leitbegriffen guter Lehre

Prägnante, wissenschaftlich fundierte Informationen zu Leitbegriffen guter Lehre, kompakte Beispiele und praktische Anregungen für die Studienganggestaltung: Die „nexus impulse für die Praxis" führen auf acht bis zwölf Seiten in zentrale Themen ein, skizzieren Grundlagen und illustrieren Anwendungsfälle.

Zuletzt erschienen:

- Studiengangentwicklung – von der Idee zum Curriculum
- Digitales Lehren und Lernen
- Praktika im Studium

Jetzt kostenlos bestellen!

Download und Bestellung:
www.hrk-nexus.de/publikationen

HRK Hochschulrektorenkonferenz
Projekt nexus
Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern

HRK Hochschulrektorenkonferenz

Projekt nexus
Übergänge gestalten, Studienerfolg verbessern

www.hrk-nexus.de

GEFÖRDERT VOM

Bundesministerium
für Bildung
und Forschung